



Mr. 8.

Erscheint Sonnabends
und ist in der Post-Zeitungsverzeichnisse
unter Nr. 1694 e eingetragen.

Berlin, den 25. November.

Abonnementspreis
bei der Post oder im Buchhandel
vierteljährlich 3 Mark.

1889.

Inhalt: Schneidiges Lieben. Von Hans Hopfen (Fortsetzung). — Am arabischen Urauell. Proben einer Nigveda-Uebersetzung. Von E. Heller. — Ein Aufsichtener. Skizze von Alfred von Ehrenann. — Die Pulverfrage. Von Hauptmann Eiman (Schluß). — Der pan-amerikanische Kongreß. Von Professor A. Reichmann. — Anzeigenpflanzen. Von Dr. Theodor Jaenisch. — Der Fall Meißner. Von F. W. — Kleine Kritik. — Briefkasten der Redaktion.

Schneidiges Lieben.

Eine neue Geschichte des Majors.

Von
Hans Hopfen.

(Fortsetzung.)

Ein andermal sagte sie mir geradezu, der Vater quäle sie mit seinem Heiratsprojekt so sehr, daß sie sich kaum mehr zu helfen wisse. Jeden Tag regnete es Vorwürfe, daß sie durch ihr kaltes, zurückhaltendes, ja ungezogenes Benehmen den Bewerber abschrecke und beleidige. Sie werde noch verüffelt, wenn das tagtäglich so fortgehe. Nun wünsche sie selber, daß der eitle Herr niemals in seine Vaterstadt zurückgekehrt wäre, oder daß er dieselbe verlasse. . . . So oder so! Für zwei Menschen wie ihn und mich wäre in unserer Residenz kein Raum, wenn sie noch ferner in Frieden atmen und nicht jeden Tag von neuem diese aufreibenden Kämpfe bestehen sollte.

Von solchen Stoßseufzern bis zu dem finsternen Entschluß, es darauf ankommen zu lassen, daß er oder ich aus der Bahn weichen müsse, war kein großer Schritt.

Ich trug den Entschluß schon mit mir herum, noch ehe Seraphine ihn also berufen hatte. Ich ward mir dessen nur durch sie bewußt. So bildete ich mir wenigstens ein.

Wenn etwas noch fehlte, die Narretei in Thathandlung auszugestalten, so erreichte es Seraphine nicht schwer, indem sie das nächste Mal das Lob seiner ritterlichen Erscheinung sang, die Elasticität seines geübten Körpers betonte und den Ruf erprobter Tapferkeit verbreitete, der ihm aus seinen Studienjahren nachwehte.

Wenn ich das alles für Übertreibungen erklärte, die mir nicht im mindesten imponierten, so schmiegte sie sich an mich und fragte strahlenden Blickes: „Wirklich, Du würdest, wenn es sein müßte, den Kampf um Deine Liebe nicht scheuen? Das ist schön von Dir! Das erhebt Dich in meinen Augen. Ich

bin stolz auf Dich, Heinrich. Wenn er sich mir nähern wird, Heinrich, dann tritt ihm entgegen und sei ein Mann!“

Ich sah nun mit meinen zwanzig Jahren durchaus nicht ein, warum ich, um ein Mann zu sein und dem verhaßten Stuger in den Weg zu treten, erst darauf warten sollte, daß er einen ausgewachsenen Heiratsantrag an mein Lieben richtete. Ich verhehlte es ihr auch nicht mehr und machte ihr damit sichtliche Freude.

Wie sie nun einige Tage später wieder damit anfing, mir ihr Leid zu klagen, daß der Vater ihren Entschluß beeinflusse, kam sie selber auf den Vorschlag: „Heinz, mach ein Ende! Er oder Du! Beweise Deinen Mut, wenn Du mich lieb hast!“

Das Ende war bald gemacht. Nicht eben auf die geschickteste Weise. Alle Welt merkte, daß ich Händel mit dem Referendar suchte, und niemand fand, daß ich Grund dazu hatte.

In der ersten besten mir ziemlich gleichgültigen Unterhaltung nahm ich gereizten Tones gegen ihn Partei, erhobte mich im Wortwechsel, ward heftig, ward laut, und qualifizierte irgend eine seiner Behauptungen, die wahrscheinlich recht wohl zu begründen gewesen wäre, kurzweg als Annäherung, Rechthaberei und Aufgeblasenheit.

Freunden gegenüber, die sich bei der geringfügigen Veranlassung des Zerwürfnisses ins Mittel legten, äußerte ich mich noch herber, wies jede Versöhnung trotzig zurück und erklärte, daß ich mir gar nichts Angenehmeres wünschte, als den Mann mit dem Monocle den Ruf seiner Tapferkeit auf dem Platz erproben zu sehen.

Der Referendar telegraphierte einen seiner Freunde herbei. Der war des nächsten Vormittages schon bei mir. Er sah ungefähr gerade so aus wie der andere, bewegte sich auch und sprach auch so ähnlich, nur daß er ganz und gar nicht lächelte. Mit dem höflichen, geräuschlosen, fast geschäftsmäßigen Ernst, der diesen jungen Leuten eigen ist und für erklärende und stimmungsvolle Worte gar keinen Platz läßt, ward die dumme Geschichte in wenigen Minuten geregelt. An Versöhnung war bei der verlegenden Absichtlichkeit, mit der ich den Streit vom Zaune gebrochen hatte, gar nicht mehr zu denken. Am selben

Nachmittag schossen wir uns in der Winterreitbahn des Regiments.

Dies wurde auch sehr ernst, geschäftsmäßig und wortkarg ins Werk gesetzt.

Nachdem das Kommando gefallen war, knallten wir beide fast zu gleicher Zeit los. Ich empfand einen Schlag, wie wenn man mich vor die Brust gestoßen hätte, und lag blutüberströmt in den Sägespänen der Reitschule. Ich sah noch, wie der Referendar das Einglas aus der rechten Augenhöhle herausfallen ließ und dann langsam die Hand mit der Pistole senkte, aus deren grauem Laufe noch etwas grauer Rauch herausströmte, und dann ward mir etwas trübe vor den Augen. Ich erinnere mich aber deutlich, daß mein Gegner in dieser Sekunde kein Lächeln in den Mundwinkeln hatte, und daß mir diese Wahrnehmung noch etwas wie Genugthuung bereitete, als mir die Sinne vergingen.

Die Sache war abgemacht. Ich kam nicht so schlimm weg, wie es für mich den Anschein hatte. Der Blutverlust war das Ärgste davon. Ich hatte nur einen Streifschuß. Die Kugel war an der linken Seite die dritte Rippe entlang gelaufen, ohne sie zu zertrümmern, und war am Rücken wieder ausgefahren, ohne schweren Schaden gethan zu haben. Immerhin war die klaffende Wunde lang, und ich hatte für ein paar Wochen das Bett zu hüten und den folgamen Patienten zu spielen.

Der Stabsarzt, der mich verband, meinte, da könnte einer von großem Glück sagen! Und mein Sekundant fügte hinzu, wir könnten alle froh sein, daß mein frevelhafter Mutwille nicht schwerer bestraft worden sei.

Wie ich die beiden so reden hörte, stand plötzlich Seraphinens Bild vor den Augen meines Geistes, und zum erstenmal im Leben mißfiel sie mir. Ich sagte mir, daß sie es war, die mich in diesen frevelhaften Mutwillen hineingereizt hatte, und daß, falls ich nicht von so „großem Glück“ sagen könnte, sondern der Schuß meines Gegners eine Linie weiter einwärts getroffen hätte, ich mir in der Ewigkeit selber Ohrfeigen anbieten könnte für die Albernheit, aus so wichtigen Gründen das liebe schöne Leben verloren zu haben.

Wie auf einer Wandeldekoration zog Seraphinens Liebelei von Anfang bis heute und ihr ganzes Verhalten gegen mich armen Narren an mir vorüber, und ich mußte erkennen, daß, wenn es überhaupt Liebe zu mir war, was dieser Dame Herz bewegte, sich diese Liebe in unerfättlichem, immer wieder ausbrechendem Zerstörungstrieb gegen den kehrte, ohne welchen nicht leben zu können sie immer und immer wieder beteuerte.

Meine guten Eltern rührte fast der Schlag, als man mich auf der verdeckten Lazarett-Tragbahre ins Haus brachte. Mein Vater konnte nicht umhin, das häßliche Vorgehen gegen einen Menschen, der mir nicht das geringste Böse gethan oder zugebracht hatte, entschieden zu verurteilen. Meine Mutter ward nachdenklich in Betrübnis, denn sie begriff nicht, wie ihr sonst so braver und artiger Sohn also aus der Art schlagen und ohne ersten Anlaß in mörderische Wut geraten konnte. „Da steckt ein Frauenzimmer dahinter!“ sagte sie mit ihrem weiblichen Instinkt, und ließ es sich nicht nehmen, daß nur ein Weib einen Mann so ungerecht und so verrückt machen könne.

Noch ahnte sie das Weib nicht, aber sie verurteilte es und mit der ganzen Entrüstung ihres schwergefränkten mütterlichen Herzens.

Ich lag still da und konnt' ihr leider nicht widersprechen, wenn ich mir auch unverhohlen gestand, daß man sich von keinem Weibe der Welt, und wäre sie Venus und Minerva in einer Person, das Concept, so wie ich gethan, verrücken zu lassen brauchte, und daß man nach dieser gerechten Erwägung alles Unheil solcher Provenienz sich selber und nicht anderen zur Last zu legen hätte. War mir das schon klar, so fiel dadurch doch kein besseres Licht auf Seraphine, die mir zum erstenmal im Leben nicht so ganz von Glanz und Glorie übergossen als unvergleichliche Geliebte erschien, sondern wie ein reizendes, aber schadenfrohes und schädliches Ding, vor dem man zuweilen auf der Hut sein, und das man niemals Herrin über sich werden lassen dürfte.

So kam wie gewöhnlich auch hier die Einsicht hinterdrein als hinfender Bote, nachdem der Schaden geschehen war.

Aber die gewonnene Einsicht machte mir gar keine Freude.

Die Einsicht war mir sozusagen zugleich mit der Kugel meines Gegners zugeflogen. Sie verursachte mir mehr Schmerzen als diese.

Mein erster Gedanke, als ich mich an der Erde liegen und mein rotes Blut von mir in die braunen Sägespäne rinnen sah, lautete kurz gefaßt: „Heinz, was für ein dummer Kerl bist Du gewesen!“

Seitdem las ich den Gedanken von den Gesichtern meines Arztes, meines Krankenträgers, meiner Eltern, eines jeden Besuches, wenn auch keiner die gebotene Schonung und landläufige Artigkeit soweit vergaß, diesen Gedanken laut auszusprechen.

Ich besorgte das genugsam für mich allein. Aber daß dem so war, daß ich die bislang so inbrünstig angebetete Seraphine nicht mehr als die Krone der Schöpfung und das wunderbarste, über jeden Tadel erhabene, begehrenswerteste Wesen vergöttern konnte, sondern in ihr ein eigenfinniges, launenhaftes, unüberlegtes Geschöpf erkannte, dessen Dichten und Trachten darauf hinauslief, mich auf diesem oder jenem Wege zu Grunde zu richten, das machte mich sehr unglücklich, denn es setzte mich mit mir selbst in Zwiespalt. Ich liebte sie nach wie vor. Und daß ich mir selbst bekennen mußte, daß der Gegenstand meiner Liebe dieser nicht wert war, das eben machte mich sehr traurig.

Wenn ich vom Bett herüber nach dem Fenster schaute, sah ich die grauen Wolken über den Herbsthimmel ziehen, und darunter stoben aus unserem Garten die gelben Blätter stoßweise über die Straße hin. Die Dämmerung nahm zu, der Wind pfiß immer lauter und wilder um das Haus herum, davon zuweilen Thüren und Fensterladen zitterten. Als es dunkler ward, fing es an zu regnen, und nun prasselte das Wasser an meinen Scheiben, als ob man sie mit Erbsen bewürfe. Bei jeder noch so geringen Bewegung, die ich auf meinem Lager machte, schmerzte mich meine Wunde.

Der Stabsarzt hatte mir versprochen, heute, als am zweiten Tage, noch einmal vor Einbruch der Nacht wiederzukommen. Ich bildete mir ein, der Wundverband habe sich verschoben, und ich horchte mit wachsender Ungeduld und gespannter Aufmerksamkeit bald auf die Uhr, welche Viertelstunde sie schlug, bald auf die Hausthür, ob sie sich nicht in ihren Angeln drehte, bald wieder auf Wetter und Wind, die möglicherweise meinen Arzt anderswo zurückhalten möchten.

Dann sagt' ich mir, wie sich Kranke selbst zu trösten

pflegen, daß Wetter und Wind ja auch meine Eltern nicht zurückgehalten hätten, aus dem Hause zu gehen, warum also den Arzt in seinem Beruf! Als ich die Hausthürangeln zum letztenmal hatte ächzen hören, da waren Vater und Mutter fortgegangen. Wenn sie jetzt wieder ächzen werden, dann wird es der Doktor sein, der zu mir kommt!

Hatt' ich nicht eben wieder den ächzenden Ton vernommen? . . . Mir war doch so . . . Und ich horchte gespannt.

Die Thürklinke bewegte sich, und herein schlich auf den Zehen mein Bursche. Er reckte den Kopf hoch aus der Halsbinde. „Sind der Herr Lieutenant wach?“ fragte er leise, und als er sich dessen überzeugt hatte, legte er, ohne Antwort abzuwarten, den Zeigefinger auf den Mund, machte pft, pft! und öffnete die Stubenthür weit.

Eine schwarzgekleidete, schwarzverschleierte weibliche Gestalt schlüpfte ins Zimmer, der Bursche schlüpfte hinaus, und Seraphine entschleierte ihr blaßes, verweintes und doch noch so liebliches Gesichtchen.

Ich hatte zunächst nur das Gefühl des Erschreckens über den gefährlichen Schritt, den sie gethan, und die Angst, daß ihr Beginnen entdeckt werden möchte, überwog allen Schmerz und alle Freude.

Sie wies jedes Bedenken zurück. „Ich habe Deinen Burschen bestochen,“ sagte sie, „der schweigt und läßt niemand ein. Deine Eltern sind in dieser Stunde bei den meinigen, und sie haben sich viel zu sagen. Sie werden uns nicht stören. Niemand hat mich kommen sehen, niemand wird mich fortgehen sehen.“

Letztere Behauptung machte sie mit finsternem Blick und düsterer Stimme, als hätte sie fürchterlichen Doppelsinn.

Ich bat sie trotzdem zu gehen, da ich, so froh ich war sie zu schauen, doch mich der Besorgnis nicht entschlagen konnte, ihr Wagstück möchte verraten werden und ihrem guten Ruf Schaden thun.

„Mag geschehen, was will!“ rief sie. „Ich wage alles, ich troge allem, um Dir sagen zu können, wie sehr ich Dich liebe! Du hast mir Deine Liebe bewiesen mit Deinem rinnenenden Blut. Es ist meine Pflicht, Dir meine Liebe zu beweisen. Darum bin ich hier!“

Ich wußte nicht, was ich in meiner kläglichen Lage mit dem Beweis ihrer Liebe anfangen sollte, und bat sie, klug und achtsam zu sein und den Beweis auf gesunde Tage zu verschieben.

Sie aber wollte nun einmal beweisen und fragte: „Soll ich Dich rächen? Soll ich Deinen Mörder an der nächsten besten Straßenecke, wo er mir begegnet, über den Haufen schießen wie einen wütenden Hund? Da sieh, ich trage die kleine Pistole, die ich meinem Vater aus dem Pulte genommen habe, immer bei mir und bin bereit.“

„Um Gottes willen, Kind, taumle nicht in Deiner Wut auf den Weg des Verbrechens! Mein Gegner hat mich in ehrlichem Kampf besiegt. Er hat sich vor und während und nach der Affaire tadellos benommen. Er verdient weder Beschuldigung noch Strafe, geschweige gar die Kugel des Mordmörders. Beruhige Dich doch und geh nach Hause!“

„Nach Hause!“ lachte sie höhnisch. „Du weißt nicht, was im Hause vorgegangen ist seit gestern nachmittag! Als die Kunde von Deinem Unglück zu mir drang, stürzte ich meinem Vater zu Füßen; ich gestand ihm, daß wir uns lieben, daß wir uns heiraten wollen; ich flehte ihn an, unsere Ver-

lobung sofort zu veröffentlichen und mir zu gestatten, Dich, meinen Bräutigam, auf Deinem Schmerzenslager zu pflegen. . . .“

Ich horchte mit allen Ohren und sah Seraphinen atemlos auf den Mund.

„Weißt Du, was er geantwortet hat, mein liebevoller Vater? . . . Ins Gesicht hat er mir gelacht. Er habe schon lange Unrat gewittert, aber sich so verrückter Zinnmützung doch nicht versehen. Ich solle mir den Einfall, mit einem Schuljungen vor den Altar zu treten, gefälligst aus dem Kopf schlagen. . . Denk' nur, Dich, meinen Lieutenant, meinen Helden, mein Alles, nannte er einen Schuljungen, der nichts sei und nichts habe und nichts könne. . . und er sagte, er wolle der dummen Geschichte ein jähes Ende bereiten. Du habest durch das höchst überflüssige Duell mich unverantwortlich ins Gerede der Leute gebracht, darum könne er Dich nicht mehr in unserem Hause empfangen und habe sich in aller Freundschaft mit Deinen Eltern, die noch gar nicht daran denken könnten, Dich heiraten zu lassen, dahin verständigt, daß Du bis auf weiteres unsere Schwelle nicht überschreiten dürftest. Heinrich, es ist keine Möglichkeit mehr, daß wir uns wiedersehen. Heinrich, so ist das Leben nicht zu ertragen. Es muß etwas geschehen. Zeigen wir, daß unsere Liebe stärker ist als die klägliche Weisheit der Philister! Zeigen wir, daß uns ein Leben ohne Liebe nichts gilt! Sterben wir! In dieser Stunde! Vereint für alle Ewigkeit! Reiß den Verband von Deinen Wunden, und ich jage mir hier diese Kugel durch den Kopf. . . Willst Du?“

„Gott soll mich bewahren!“ rief ich. „Ich habe das Leben nie so lieb gehabt als seit dem Augenblick, da ich nahe daran war, es zu verlieren! Laß den Alten sich ausschelten, ich denke noch manchen Walzer mit Dir zu tanzen!“

„Du denkst an Walzertanzen? Göttlich!“ sagte sie verächtlich. „Ich dachte Dich dem Tode nahe, dachte Dich unrettbar verloren und kam hierher, entschlossen, mit Dir zu sterben! In meinen Ohren donnert es wie der Trauermarsch Beethovens, den sie unseren vereinten Särgen vorausblasen sollen. . . und durch Dein leichtfertiges Gehirn trällert ein Straußscher Walzer? Wie ist mir denn? Bist Du denn Du? und bin ich noch ich? Die Derbheit Deiner Pferdenatur triumphiert wieder einmal nicht nur gegen die physische Anfechtung, die einen andern umgebracht hätte, sondern auch gegen jede feinere Empfindung! . . .“

„Schüttle mich nicht so,“ sagt' ich, „laß meinen Arm los! Du thust mir weh. Der Arzt hat mir jede Bewegung streng verboten!“

„Jede Bewegung verboten? So, so?“ höhnte sie mir ins Gesicht. „Und Du willst behaupten, daß Du mich geliebt hast, Du unverbesserlicher Egoist? Du willst mir weiß machen, um meinetwegen hättest Du Dich geschlagen? . . .“

„Nun, ich dächte doch, Seraphine.“

„Mit nichten! Der Übermut des Kaufholdes hat Dir die Mordwaffe in die Hand gedrückt. Du verließest Dich wieder einmal auf Deinen erprobten Schutzengel, auf Dein unverwundenes Glück und auf Deine Bärennatur! O, Du hast ja wieder recht behalten! Was riskierst Du auch viel! Schüttelst Dich wie ein nasser Pudel, und die Kugeln fallen von Dir ab, ohne Dich umzubringen. In Deinem Sinn hast Du nicht einmal viel riskiert und mich wohl im stillen ausgelacht, die vor Angst für Dich verging und keine höhere Wonne kennt, als vereint mit Dir zu leben oder zu sterben!“

„Zu leben! zu leben!“ rief ich aus meinen Kissen.

„Pfui, wie gemein!“ antwortete sie und verzog schmolend ihr hübsches Mäulchen. Und gleich wieder zorniger fügte sie hinzu: „Sündige nicht immer auf Dein Glück und Deine Natur, Du Egoist, es könnte einer kommen, der Dich sicherer aufs Korn nähme, als der kurzichtige Jurist von gestern, und der durch Deine Hornhaut denn doch ein endgültiges Loch bohrte! Nimm Dich in acht!“

„Warten wir's ab, Liebchen, und jetzt geh. Ich bitte Dich. Sei klug! Der Arzt kann jede Minute eintreffen, und den darf mein Bursche nicht abweisen!“

Seraphine rang die Hände. „Er schießt mich fort! Mich, die ihm zuliebe alles aufs Spiel gesetzt hat! Mich! Und dieser Mensch will mich geliebt haben!“

Ich drückte auf den elektrischen Knopf über meinem Bett und befahl dem Burschen, peinlich darauf bedacht zu sein, daß diese Dame ungelesen das Haus verlassen könne.

Mit einem Ausruf höchster Entrüstung wandte sie mir den Rücken ohne Gruß, ohne Abschiedswort, ohne Liebesblick.

Ich hieß den Diener ihr folgen und acht auf sie haben, denn ich fürchtete wirklich, sie möchte sich oder anderen ein Leid zufügen.

Kaum daß ich ausgeredet hatte, klingelte der Arzt, und wenn ich eine Minute lang mich mit dem Vorwurf gequält hatte, zu schroff und streng gegen Seraphine gewesen zu sein, so überzeugte mich das Eintreten des Doktors, wie recht ich gethan hatte, wie nahe die Gefahr gewesen war, und wie leicht der Ruf des süßen Mädchens hätte Schaden leiden können.

Zawohl, des süßen Mädchens! Denn nun sie fort und außer Gefahr war, vergaß ich nicht nur all die überpannten Vorwürfe und Vorfälle, mit denen sie mich eben und das ganze Jahr hindurch geplagt hatte, sondern sah in dem ungeheuerlichen, heroischen Beginnen, daß sie, die sittenstrenge Jungfrau, das zimperliche Kind überkorrekter Eltern, die höhere Tochter höherer Stände, mich einsamen Junggesellen auf meinem Schmerzenslager wider irgend jemandes Wissen und Willen heimgesucht hatte, nur den schönsten, schlagendsten Beweis einer großen Neigung, und fühlte mich ihr verpflichtet für so viel Leidenschaft, Mut und Selbstverleugnung, tief verpflichtet zu Liebe, Nachsicht und Treue.

Zunächst überfiel mich nun zwar ein Fieber von solcher Heftigkeit, daß man den Arzt mitten in der Nacht holte und dieser sich die unerwartete Erscheinung gar nicht erklären konnte. Von da aber machte meine Genesung Riesenschritte, und meine gute Natur, über deren Widerstandskraft die zarter befaltete Seraphine sich so wegwerfend zu äußern pflegte, half mir bald aus allen Nachwehen heraus.

Sobald mein Vater glaubte, daß ich eine Straßpredigt zu verdauen und zu beherzigen im Stande wäre, redete er mir heftig ins Gewissen. Zum Schluß verlangte er ein bündiges Versprechen, daß die alberne Liebelei, wie er es nannte, vorüber sei und ich mich der gewissenlosen Kokette — so verkamten meine Eltern mein schneidiges Liebchen — in keiner Weise wieder nähern würde.

(Schluß folgt.)



Am arischen Urquell.

Proben einer Rigveda-Übersetzung.

Von

S. Keller.

Sum reinen Osten flüchten ist nicht immer ein Zeichen, daß man europamüde, mit den Dingen, den politischen wie litterarischen, bei uns nicht zufrieden ist, obwohl ein Wunsch nach Abwechslung, ein Bemühen, aus unsern drangvoll verchlungenen Verhältnissen herauszukommen und den Blick an einfacheren Formen und Zuständen zu erquickern, keinem Redlichen zu verdenken wäre. Es ist aber keine Flucht, den Rigveda aufzuschlagen und das Original aller Originale, das Heiligthum aller Heiligthümer unserm geliebten Deutsch einzuverleiben. Man kommt da nicht zu Persern und Arabern, die als Semiten heute stark im Verrufe stehen, nicht einmal zu Indern, sondern die Patriarchenluft, die man da kostet, ist die der Urväter der europäischen Menschheit. Schopenhauer bekennet offen, daß seine Lehre nicht zu Stande gekommen wäre ohne die Upanishaden, jene Reihe tief sinniger Schriften, welche den geheimen Sinn der Veden zu offenbaren beanspruchen. Welch ein zweifelhaftem Dienst uns mit der ebenso geistprühendenden wie kopfhängereischen Philosophie Schopenhauers erwiesen worden ist, beginnt man denn doch nach und nach einzusehen. Er war eben bei den Indern, nicht bei den Ariern in der Schule. Der älteste der Veden, der Rigveda, war damals für uns, einen oder den anderen Gelehrten ausgenommen, noch gar nicht vorhanden. Diese Grundschrift, diese wirklich älteste Urkunde des Menschengeschlechts, die mit dem niedrigsten Ansatze bis auf das 12. vorchristliche Jahrhundert zurückreicht, also vier- bis fünfhundert Jahre vor Abfassung der frühesten Schriften des Alten Testaments, dieser der Zeit wie dem dichterischen Gehalt nach erste der vier Veden, weiß nichts von Sansara und Seelenwanderung, hat noch einen hellen, offenen Blick für die Natur, die mit ihrer Unzahl von Göttern und Kräften die Brust des Ariers freudig hebt und zum Kampfe stählt und für müßige schwarzseherische Grillenfängerei keinen Raum bietet. Die seit Menans akademisch gehaltene Unterscheidung aufgekommene, zu so widerliche ausgeartete Spaltung: Die Arier! Die Semit! wird am Rigveda immer mehr zu Schanden, je tiefer man in denselben eindringt. Schon seine Hymnenform gemahnt eher an die Araber und Hebräer, als an die Vorfahren der mit ihren breiten Epen und kunstvollen Dramen mit Recht so hochgeschätzten Arier. Man blickt ganz erstaunt darein, in diesen mehr als tausend Liedern nur wenige zu finden, worin die als semitisch verschrieene Gold- und Schätzegeier nicht eingeständenermaßen den Beweggrund zur Anstimmung des Gesanges abgäbe. Ganz so ist es mit dem so oft vorkommenden Wunsche, reich an Kindern zu sein, hundert Herbst, hundert Winter zu leben, also eine Bejahung des Willens zum Dasein, die an Veruchtheit im Sinne des Frankfurter Weisen nichts zu wünschen übrig läßt. Mit dieser in Jubel aufjauchzenden Freude am Sonnenlicht geht aber Hand in Hand ein herbes Bewußtsein von Schuld und Sünde, eine Sehnsucht nach innerer Heiligung, wie es wieder nur in den Psalmen und im Neuen Testamente auftritt. Kurz, man gelangt immer mehr zur Überzeugung, daß Erwerbslust nicht hierosolymitanisch, Tapferkeit nicht arisch, und daß dieser arische Urquell in Wahrheit und Wirklichkeit ein treuer Spiegel des gesamten menschlichen Geistes ist mit allen seinen Licht- und Schattenseiten. Wenn es mir vergönnt sein wird, ausreichende, das ist den Gegenstand von allen Seiten beleuchtende Proben zu geben, so wird man sehen, daß sowohl die ersten Anfänge ernster Geistesforschung, als auch ein tief eingerissener Fetischismus und Schamanismus in diesen Klängen des grauesten Altertums ihren Ausdruck finden.

Dies zur Einführung der hier nicht ohne Bangen gegebenen Proben. Denn für eine Übersetzung, wie sie hier beabsichtigt ist, nicht für Sanskritisten, sondern für jeden, der Sinn für echte und ursprüngliche Dichtkunst hat, dürfte bei dem dermaligen

Zustande unserer Kenntnis des Rigveda und des Rigveda selbst noch die Zeit, nicht gekommen sein. Nicht nur ist die im üppigsten Reichtum ausgebildete Mythologie in vielen Punkten unklar, ja ganz unbekannt; nicht nur sind Strophen und ganze Strophenreihen in ihrem Zusammenhange unverständlich; sondern auch der gewiegteste Grammatiker ist manchmal nicht fähig, einen Satz regelrecht aufzulösen, und die Bedeutung einzelner Worte wird wohl nie völlig entziffert werden. Aber auch der Text selbst ist nichts weniger als sicher. Zwar die Brahmanen und Pandits der heutigen Indier finden alles in der schönsten Ordnung und wissen selbst die ärgsten Fatalitäten in die herrlichste Harmonie aufzulösen, wie die stoizischen Gelehrten auch jeden Buchstaben der Bibel für wohlüberliefert halten. Die protestantische Bibelkritik hat freilich keinen Stein auf dem andern gelassen und unwiderleglich nachgewiesen, in wie heilloser Weise dieser Text zugerichtet ist. Desgleichen sieht auch ein oberflächlicher Leser des Rigveda, wie unkritisch Ältestes und Neuestes nebeneinander liegen, wie ganz Fremdes sich oft mitten in ein Lied einschleichen hat. Auch an Joten und Spottverjen fehlt es nicht, was freilich die Sammler in ihrer kritillos gläubigen Andacht nicht gemerkt haben. Da hat also die Übersetzung, selbst die freieste, einen schweren Stand. Die gegenwärtige, trotzdem sie den so wenig altertümlichen Reim durchwegs angewendet hat, möchte aber doch möglichst tren sein, wenn auch oft Naivetäten, gegen die gehalten Homer als Salomonisch gelten kann, dies sehr erschweren. Das Allernützigste werde ich den ausgewählten Proben doch vorhergeschicken müssen, da die indische Götterlehre nicht als bekannt vorausgesetzt werden kann.

An Indra (Rigv. II 12).

An dem Gott der Götter, dem Götterhelden, wird vor allem die leibliche Kraft gerühmt. Er ist Herakles, Theseus, Perseus in einer Person. Er hat dem Vata, der die Wolkentäue verschlossen hielt, die Beute abgerungen und der Ströme Lauf geregelt. Er kämpft für den Arier gegen den Barbaren (Dasja, Dasju). Er hat eine Anzahl von Dämonen (Cambara, Kaubin, Danu etc.) erlegt. Man gewinnt ihn durch das Soma Opfer. Der Soma, eine Bergpflanze, wird mit geheiligten Steinen gepreßt und nach rituellem Vorchrift gebraut. „Ist er? Ist er nicht?“ Ganz ungedrungen ist der Götterglaube schon in diesem walden Liede nicht.

Er, der, kaum geboren, schenkte weiße,
Schmied der Nacht, der Gott, dem Götterkreise,
Seiner Groß' erbebten, seinem Schelten
Beide Welten: Menschen, das ist Indra!

Der die Erd' und Berg' in Angst und Zagen
Feststehn hieß und unerschüttert ragen,
Stüß' und Maß der Himmels-, Atherräume
Fernste Säune: Menschen, das ist Indra!

Der den Drachen schlug, daß rannen sieben
Ström', aus Vats Verschluß die Küh' getrieben,
Agnis Glanz aus Steinen — Kampf entsachend,
Beute machend: Menschen, das ist Indra!

Der, was auch sich regt, zum Leben weckte,
Dasjas Brut in Dunkelheit verdeckte,
Siegreich an sich zieht mit Spielergabe
Feindeshabe: Menschen, das ist Indra!

Den die Feinde höhnen, ihn, den mächt'gen,
Ist er? Ist er nicht? sein Sein verdächt'gen,
Bis als Einig all ihr Gut verloren —
Glaubt ihn, Thoren! —: Menschen, das ist Indra!

Der dem Armen, Schwachen Gnad' erzeigte
Und dem Säng'er, der sich stehend neigte,
Der mit Lust des Soma-Preßsteins Töne
Hört, der Schöne: Menschen, das ist Indra!

Der befahl, und Küh'e, Wagen, Rosse,
Morgensdien, Sonnenlichtgeschosse,
Menschen wurden — der die Wasser lenkte,
Alles schenkte: Menschen, das ist Indra!

Er, zu dem die beiden Schlachtreih'n stehen,
Die sich feindlich gegenüberstehen,
Jeder anders, ob von gleichem Wagen
Auch getragen: Menschen, das ist Indra!

Ohne den kein Sieg im Kampfgebrülle,
Den sie rufen, dem ward Macht die Fülle,
Dem, was keiner noch zum Wanken brachte,
Niederkrachte: Menschen, das ist Indra!

Der die Sinder, eh' sie's noch gewahren,
Mit dem Pfeil erschlägt und die Barbaren,
Der, voll Trog, doch nie, will Trog sich heben,
Nachgegeben: Menschen, das ist Indra!

Der den Cambara in Bergeschluchten
Hand, den vierzig Herbstie lang geüchten,
Danu würgt' im Schlupf und die ihm lange
Stand, die Schlange: Menschen, das ist Indra!

Stiergewaltig ließ an sieben Jägeln
Sieben Flüß' er sich zum Lauf besüßeln,
Kaubin fiel, der stieg zum Himmelsüße,
Seinem Blige: Menschen, das ist Indra!

Erd' und Himmel beugen sich ihm, zittern,
Dräut er, Berge vor Entsetzen splittern,
Der beim Somaschlürfen sichtbar wettet,
Blige schmettert: Menschen, das ist Indra!

Der dem Somapreßer Segen wendet,
Wenn er Preis an ihn und Mäße wendet,
Dem gedeiht Gebet und Opfergabe,
Somalabe: Menschen, das ist Indra!

Mächtig, wahr ist Indra, wird's vergelten,
Wenn den Trunk wir brauten und bestellten;
Ja, du liebt uns! Mögen, reich an Helden,
Droh wir's in der Festversammlung melden.

An Varuna (Rigv. V 85).

Varuna (Uranos), in der spätern indischen Mythologie zum Neptun herabgesunken, scheint lange Zeit die Stelle Indras, aber in geistiger Bedeutung, als höchste Intelligenz, als Hort des strengen sittlichen Maßes und Herzenskündiger angenommen zu haben. Agni ist der Feuergott; da er aus den Wolken entsteht, wird das Wasser als sein Sitz angenommen.

Ein Lied, das aus der tiefsten Seel' erklangen,
Sei laut dem Varuna ins Herz geungen,
Der, wie der Schlächter seine Haut bereitet,
Die Erde hat der Sonne hingebreitet.

Dem Wald gab Luft, Mut Varuna den Rossen,
Milch Küh'n, den Bergen Soma zum Genossen,
Barg Weisheit in das Herz, Agni in Fluten
Und sezt' ans Firmament der Sonne Gluten.

Varuna gießt aus Wolkenschläuchen Schäume
Auf beide Welten durch der Lüfte Räume;
Wie auf die Gerste niederfällt der Regen,
Sprüht, Allfürst! auf die Erd' herab dein Segen.

Will Varuna der Wolke Raß, dann läßt er
Es niederrieseln, Erd' und Himmel näßt er,
Von Nebelschleiern sind die Berg' umhangen,
Da fühlen harte Helden selbst ein Bangen.

Mein Lied, auch jenes mächt'ge Wunder preißt es
Varunas, des erlauchten Himmelsgeißtes,
Wie in der Luft er hand, die Erdenphäre
Maß mit der Sonn', als ob's ein Maßstab wäre.

Giebt's einen, der sich an den Zauber wagt,
Der dem allweisen Gotte nicht versagte?
Zum Oceane rinnen alle Wasser,
Nicht füllend doch den einen Allumfasser.

Was am Geipielen, Nachbar, Freund, Genossen,
Was wir am Bruder, uns ins Herz geschlossen,
Was wir an Fremden, was an Hausinassen
Gefehlt, sollst, Varuna, du uns erlassen.

Und wenn wie falsche Spieler wir betrogen,
Ob uns bemußt, ob unerm Sinn entzogen,
So löse du es, Gott, gedenk' es nimmer,
Lieb seien wir, o Varuna! dir immer.

An den Feuergott Agni (Rigv. I 143).

Die hier genannten Vriqui haben den Menschen die erste Kunde vom Feuer gebracht. Agni blüht in dem ihm dargebrachten Opfersteine (geschmolzene Butter).

Dir, Agni, Sohn der Kraft, der selber stark,
Bring' ich ein neues Lied voll Geistesmark,
Der, selig unter Göttern, slutentstammt,
Als kund'ger Priester hier auf Erden stammt.

Als Agni hoch im Luftraum einst entstand,
Da hat ihn Mataricvan gleich erkannt,
Mit hohem Sinn hat er entzündet ihn,
Daß Erd' und Himmel weit sein Glanz besahen.

Nein, deine holden Leuchten altern nicht,
Du Schöner mit dem Strahlenangeficht!
Nein! ewig jung, nie schlummert deine Glut,
Wieht aus wie heller Tag die Purpurflut.

Ihn lenkten, der mit allen Schätzen praukt,
Die Vhrigu Flug zum Erdennittelpunkt;
Zieh ihn mit Sang an deine Feuerstatt,
Der einzig, gleich Varuna, Reichthum hat.

Wie Sturmesbrausen, wie im Flug der Pfeil,
Unwiderstehlich wie der Wetterkeil,
Freist Agni und zermalmt mit scharfem Zahn,
Haßt Wälder, wie den Feind ein Schlachtkampfan.

Ob Agni unserm Preis auch wohlgewillt?
Der Gut verleiht, den Dusch nach Gut uns stillt?
Ob der Gewäher unserm Flehn gewährt?
Ihn singt dies Lied, sein Antlitz lichtverklärt.

Der blüht im Fett, des Rechtes Steuer lenkt,
Agnis, als eines Freund's, der Kinder dentt,
Sein lobend Banner ragt im Festverband,
Er führt empur der Andacht heißen Brand.

Du Nimmermüder! Wächtern, die nie matt,
Bei denen Trug und Blendung nicht hat statt,
Die zwingt kein Schlaf, die bringen Glüd und Heil,
Werd', Agni! mirer Stämme Hut zu teil.



Ein Unzufriedener.

Stizze von

Alfred von Ehrmann.

Es giebt Menschen, welche ihr ganzes Leben lang unzufrieden sind; nicht so sehr unzufrieden mit dem Schicksal — das sind wir auf dieser unvollkommenen Erde ja alle mehr oder minder — sondern unzufrieden mit der äußeren Welt, mit den Dimensionen, der Größe und Schönheit ihrer Umgebung.

Das Modell eines solchen unglücklich veranlagten Menschen, ein wahrer Ausbund von Unzufriedenheit, war einer unserer jungen Freunde, von dem im Folgenden erzählt werden soll.

Wenn das Wort: „Er ist ein Original“ nicht gar so abgebraucht wäre, man hätte es für ihn in Anspruch nehmen müssen. Wer ihn sah, vernachlässigt in seiner äußeren Erscheinung, schlecht genährt und schäbig gekleidet, der wäre erstamt gewesen, beim Spazierengehen mit ihm zu hören, welche hohe Anforderungen er an die Eleganz der anderen stellte, und wie er mit der Miene des schwerbefriedigten Kenners die Toilette der vornehmen Welt befrittelt, er, der sich zwischen diesen Herren und Damen als ein wahrer Schmutzstink bewegte. Oder: wenn man wußte, daß ihm für gewöhnlich die Küche eines elenden Winkelrestaurants zur täglichen Sättigung genügte, so erschien dann sein Benehmen bei einer wirklich feinen Tafel, zu der er hie und da wegen seiner musikalischen Fähigkeiten geladen wurde, geradezu grotesk. Da prüfte er alle aufgetragenen Gerichte gewissenhaft nach den Regeln der Gastronomie, einer Wissenschaft, welche er — nebst hundert anderen Wissenszweigen — als ein unerfättlicher Vielleser eifrigst betrieb.

Seine Bekannten neckten ihn oft mit der Frage, ob er vielleicht vor seiner Geburt auf einem größeren Planeten gewelt und von da unbewußt mächtigere Begriffe von Größe, Güte und Schönheit mitgebracht habe, weil ihn unser armeliges Klümpchen Erde so gar nicht befriedigen könne. Er war ja schon bekannt als einer, der alle Begriffe immer bis ins Äußerste, Unmögliche verwickelt sehen wollte; was als klein galt, sollte für ihn winzig sein, was man gewöhnlich groß nannte, wollte er gleich riesenhaft, in den Himmel wachsend haben. Kein Turm war ihm hoch, kein Bergwerk tief genug. Die Menagerie, welche er einmal besuchte, bot ihm nichts als Enttäuschungen. Der Tiger schien ihm zu wenig wild, das Nashorn zu wenig plump, die Gazelle zu wenig zierlich; den Elefanten fand er für seine Erwartungen nicht groß genug, —

vielleicht waren ihm dafür die Infusorien im Wassertropfen und ähnliches mikroskopisches Getier nicht klein genug.

Wegen dieser unglückseligen Ansichten kam unser junger Freund auch niemals dazu, sich ernstlich zu verlieben. Die Mädchen enttäuschten ihn wie alles. Die Blondes fand er zu wenig sauft, die Schwarzen zu wenig pikant. Im allgemeinen entsprach keine seinen Ansprüchen an weibliche Schönheit und Anmut.

Ganz dasselbe war's mit seinen Anschauungen von Litteratur und Kunst, die Extreme fand er auch hier noch nicht genügend ausgesprochen. Zola war ihm nicht Realist genug, der Herr von Redwitz zu wenig süß und sentimental.

Landschaften und Städte hielten ebensowenig, was ihm seine Phantasie von ihnen versprach. Die Schweiz, hätte er sie gesehen, wäre ihm gewiß zu wenig gebirgig, die ungarische Puszta zu wenig flach erschienen. Von seinem ersten Besuche der Hauptstadt, die er so lange sehnsüchtig zu schauen gewünscht hatte, kam er grausam enttäuscht zurück. Das waren ja öde Straßen und Plätze, ein schläfriger Verkehr, lächerlich kleine Häuschen, die sich Monumentalbauten schimpfen ließen! „Dente Dir,“ jammerte er mir vor, „wie ich so durch die Straßen schlendere, mich unerkannt und fremd unter gefühllosen Großstädtern wählend, begegnet mir da plötzlich ein früherer Studienfreund, den ich schon jahrelang nicht gesehen. Mit meinem Respekt vor der sogenannten Metropole war es aus. Oder kann man das eine Großstadt heißen, wenn man darin überhaupt noch einem bekantnen Menschen begegnen kann?! —“

Bei seiner unerfättlichen Gier nach Großartigem und Ungeheuerlichem war es natürlich, daß er eine besondere Vorliebe für Gewitter und Stürme besaß; nur waren sie ihm immer nicht stark, nicht verheerend genug. Für ihn hätten wahrscheinlich die Blitze so unaufhörlich leuchten sollen, daß sie ihm das Licht in der Stube erspart hätten; oder es hätten die Hagelkörner statt tauben — straucheneiergroß sein müssen.

Wie dieser Märtyrer einer zügellosen Phantasie gelebt hatte, so starb er auch: unzufrieden sogar mit der Größe eines Unfalles, der ihm sein eigenes Leben kostete. Auf einer Reise war er in einen Eisenbahnzug gestiegen, der gleich in der nächsten Station mit einem anderen zusammenstieß. Das Getöse, welches dem Anprall folgte, das Krachen der zerplitternden Wagen, der hundertstimmige Schredensschrei der Passagiere: das wäre vielleicht diesmal die richtige Musik für sein nach Aufregung lehzendes Nervensystem gewesen; leider konnte er es gerade diesmal nicht hören. Er war an die gegenüber liegende Wand des Coupés geschleudert worden und sofort bewußtlos geblieben.

Der Waggon, aus dem er mit anderen nach geraumer Zeit hervorgezogen wurde, bot einen entsezierenden Anblick. Aus diesen Trümmerhaufen, welcher die dazwischen begrabenen Menschenkörper nur vermuten, nicht sehen ließ, rann ein dünnes Aderröthchen rauchenden Blutes hervor; das sah aus, als ob der zertrümmerte Wagen selbst rotes, warmes Blut besäße, welches ihm wie einem Verwundeten aus dem zermalinten, formlosen Leibe quelle.

Als unser Held wieder zu sich kam, lag er unter dem Dache des Perrons auf einem improvisierten Bette. Er warf, mit Anstrengung die Augen wendend, einen Blick auf den verwüsteten Bahnkörper hinaus, dann schaute er auf zu dem Arzte und einigen Bahnbediensteten, die ihn umstanden.

„Ein großes Unglück?“ fragte er mit brechender Stimme.

„Freilich ein großes Unglück,“ antwortete der Arzt. „Sie selbst sind tödlich verwundet.“

„Wieviel Tote?“ fragte er weiter.

Ein Bahnbeamter antwortete: „Fünf Tote und achtzehn Verwundete.“

Ein bitteres Lächeln umspielte nach dieser Auskunft die Lippen des Sterbenden; sein Mienspiel drückte deutlich ein unausgesprochenes, enttäuschtes: „Nur?!“ aus — dann hauchte er sein Leben aus, noch mit demselben geringschätigen Lächeln auf den Lippen.

Die Pulverfrage.

Von
Hauptmann **Siman.**
(Schluß.)

Erst die neueste Zeit war reif genug, und die Chemie hatte das Wesen der Sprengstoffe hinreichend aufgeklärt, ebenso wie die Waffentechnik nach Erfindung der Instrumente zum Messen des Gasdrucks, der Flugzeiten und der Geschwindigkeit fliegender Geschosse weit genug vorgeschritten war, um ein Schießpulver von anderer Wirkungsweise als das alte Schwarzpulver notwendig erscheinen zu lassen. Die Bekämpfung der Panzerschiffe hatte, wie früher gesagt, die Pulverfrage für die Geschütze in Bewegung gebracht, für die Gewehre geschah dies, als der Infanterist für den Mehrlader das 8 Millimeter-Kaliber kategorisch verlangte. Hierzu mußte nämlich außer den Schwierigkeiten technischer Art, die zu überwinden waren, ein Pulver Verwendung finden, welches bei geringer Offensivität doch große Kraftentwicklung, sehr wenig Rückstand und ein geringeres Volumen als das bisherige Schwarzpulver besitzen mußte; letzteres um für die Patrone und für den Verbrennungsraum möglichst wenig Platz zu beanspruchen. Es liegt ja auf der Hand, daß bei dem Feuern aus Mehrladern von kleinem Kaliber, bei Verwendung des alten Schwarzpulvers, die Schützenlinien bald in undurchdringlichen Rauch eingehüllt sein würden. Dann wäre aber von einem gezielten Feuer ebensowenig die Rede gewesen, wie von der Beobachtung der eigenen Wirkung. Da man nun mußte, daß durch Nitrate (durch Cellulose, die mit Salpeter und Schwefelsäure behandelt ist) und durch Hinzufügung sauerstoffreicher Körper Explosivstoffe entstanden, die bei der Verbrennung den Kohlenstoff zu Kohlenäure oder Kohlenoxyd verwandelten, so war damit die Möglichkeit gegeben, eine für die Wirklichkeit völlig ausreichende Rauchverbrennung herbeizuführen. Boulanger, in dem Bestreben, die Köpfe der Franzosen zu erhitzen, that dies auch auf dem scheinbar dankbarsten Gebiete, indem er seinen Landsleuten durch die Einführung eines Nitratpulvers für das Gewehr M/86 das Übergewicht über die anderen Staaten herzustellen schien. Er hatte keine Zeit gehabt, genügende Versuche anzustellen, und als sich bald die Unbrauchbarkeit dieses Pulvers herausstellte, mußte zu dem alten Gewehrpulver solange zurückgegriffen werden, bis es dem Pulverfabrikanten Vieille gelang, wie es heißt in Hilfe der Schießbaumwolle, ein Pulver herzustellen, das sich gleichmäßig gut für Gewehre wie für Geschütze verwenden lassen soll. Dasselbe soll die begehrten Eigenschaften besitzen, d. h. bei geringer Offensivität große Triebkraft, wenig Rückstand und fast keinen Rauch erzeugen. Mit Hilfe genauer Kontrolle ist es bis jetzt den Franzosen vortrefflich gelungen, zu verhindern, daß Näheres über dieses Pulver in die Öffentlichkeit gedrungen ist. Nur das eine kann als sicher angenommen werden, daß, wenn französische Zeitungen von einem knalllosen Pulver gesprochen haben, es eine beabsichtigte oder unbeabsichtigte Täuschung war; auch das neue Pulver knallt, wenn es auch für das geübte Ohr ein Knall ist, der sich von dem des schwarzen Pulvers unterscheiden läßt. Ein Irrtum mag es sein, wenn französische und Blätter anderer Länder das neue Pulver rauchlos nennen; rauchlos ist es nicht, sondern es erzeugt einen in der Nähe nur wenig sichtbaren und in einiger Entfernung völlig durchsichtigen geringen Rauch, so daß uns die Bezeichnung des Militärwochenblatts mit „raucharmes Pulver“ sehr glücklich gewählt scheint.

Diese Eigenschaften bedingen aber, wie selbst dem Laien einleuchten dürfte, den Beginn der Ära einer ganz neuen Fachtweise. Zunächst ist klar, daß, wenn der bisherige starke Pulverrauch allen Waffen als Deckmittel gegen die Feuerwirkung des Feindes, besonders der Artillerie diente, und die eigene Schutzwirkung hinderte, die bisherige Kampfweise, sobald diese Vorteile schwinden, eine Änderung erfahren muß. Das neue Exerzierreglement hat, gewissermaßen in Voraussicht der kommenden Dinge, auch schon verlangt: zuerst Sicherheit der

Wirkung, dann Deckung. Diese Deckung wird jetzt aber allein im Gelände zu suchen sein, im Schutze des Pulverrauchs wird es nicht mehr möglich sein, Veränderungen der Schützenlinie, der eigenen Aufstellung oder das Heranführen von Reserveen zu bewerkstelligen; ferner wird es den Führern unmöglich sein, eventuell selbst mit scharfen Gläsern die Gefechtslinie des Gegners und deren Veränderungen so schnell zu erkennen, um rechtzeitig Gegenmaßnahmen ergreifen zu können. Dies wird, sowohl beim Angriff wie bei der Verteidigung, stets demjenigen Führer überlassen bleiben müssen, der dieser Veränderung z. gegenübertritt, respektive sie zuerst bemerkt. Damit ist die Forderung gegeben, daß die Ausbildung des Einzelnen, selbst des untersten Führers, eine derartige ist, daß er diesen erhöhten Forderungen, die in Bezug auf richtige Initiative an ihn gestellt werden müssen, genügen kann. Daß damit gleichzeitig die Forderung verknüpft ist, die ausführenden Organe, d. h. Unteroffiziere und Gemeine, durch erhöhte Feuersdisciplin soweit herzubilden, daß diese Aufgabe durchzuführen überhaupt möglich erscheint, dürfte selbstverständlich sein. Unsere Kriegszeitung steht also wiederum vor einer nicht leichten Aufgabe; aber da es ihr gelungen ist, so manche andere und nicht weniger schwierige zu lösen, so dürfen wir annehmen, daß sie auch dieser neuesten gegenüber sich nicht hilflos zeigen wird.

Die Kavallerie ist es, deren taktische und strategische Verwendung am meisten von dem neuen Pulver berührt wird. Ihre strategische Verwendung besteht bekanntlich darin, für die eigene Armee und deren Bewegung dem Feinde einen Schleier zu bilden, die Bewegungen und Maßnahmen des Feindes aber aufzuklären. Jetzt werden die einzelnen den Feind suchenden Patrouillen beim Vorgehen irgend woher Feuer erhalten, ohne daß sie wie bisher aus dem aufsteigenden Pulverrauch schließen können, daß dieses oder jenes Dorf, dieser oder jener Terrainabschnitt besetzt sei. Es wird also nichts erübrigen, als durch zahlreichere und stärkere Patrouillen seitstellen zu lassen, welche Strecken der Feind besetzt habe, und absolut falsch erscheint es, wenn einzelne Stimmen schon laut wurden, welche die Kavallerie als strategische Waffe bereits als wertlos bezeichneten; es werden nur noch größere Anforderungen an ihre Tüchtigkeit und ihre Ausdauer gestellt werden müssen, weil in künftigen Kriegen — eine Studie darüber, wie ein solcher theoretisch verlaufen dürfte, behalten wir uns vor — mehr Kavallerie wie bisher nicht verfügbar sein dürfte. So ergeben sich die oben gestellten Anforderungen von selbst. Auch in Bezug auf ihre taktische Verwendung gelten ähnliche Erwägungen. In der Schlacht war es der Kavalleriemasse meist möglich, ihre Attachen sowohl gegen die anderen Waffen, wie gegen die Kavallerie des Gegners derartig anzusetzen und teilweise durchzuführen, daß der Pulverdampf der eigenen Infanterie und Artillerie sie deckte. Die einzelne Schwadron hatte denselben Vorteil, wußte aber auch bis jetzt schon Geländebildungen so zu benutzen, daß ihr Angriff überraschend kam. Dies wird sie auch in Zukunft können, so daß die taktische Verwendung nur für Kavalleriemassen schwieriger geworden erscheint, wenn schon dieselbe auf dem Schlachtfelde, wenn auch schwierig, aber immerhin nicht ausgeschlossen erscheint. Nach erfolgtem Siege steht der Massenverwendung der Kavallerie ebensowenig wie bisher etwas im Wege; sie wird auch künftighin die Verfolgungswaffe bleiben.

Von noch größerem Einfluß wird das raucharme Pulver voraussichtlich auf die Durchführung des Infanteriegefechtes sein. Jeder Infanterist weiß, daß es schwer ist, schon Lage und Entfernung einzelner Schützen bei dem alten Pulver bis zu 400 Meter festzustellen, und daß es fast unmöglich ist, dies über diese Entfernung hinaus zu thun. Kann sich auch der Offizier durch einen Feldstecher helfen, so ist dies für den Mann doch ausgeschlossen und andererseits eine Instruktion urch den Offizier über das, was er sieht, nur ganz im allgemeinen möglich. Mit Rücksicht hierauf dürfte übrigens in dem neuen Etat pro 1889/90 eine besondere, größere Summe zur Anschaffung von Fernrohren z. für einen Teil der Unteroffiziere eingestellt sein. Hieraus resultiert, daß an die Intelligenz und moralische Kraft des einzelnen Mannes größere

Anforderungen, als bisher, gestellt werden müssen. Andererseits ist die Übersicht durch das raucharmer Pulver wesentlich gestiegen, so daß jetzt erst von einem wirklichen Zielen gesprochen werden kann; man kann jetzt eben zielen und treffen, während früher vielfach mit Zufallstreffern gerechnet werden mußte, sobald das Gefecht im Gange war. Der Schlachtenleiter hört jetzt nicht nur, welche Truppenteile in den Kampf getreten sind und wann dies geschieht, sondern er sieht es auch bei günstigem Terrain. Das ist ein großer Vorteil, aber ein Vorteil, der auch dem Gegner zu gute kommt, wenn er mit gleichem Pulver ausgerüstet ist. Jeder Fehler, der von den Führern gemacht wird in Bezug auf die passende Richtung, den richtigen Weg, wird jetzt wesentlich schwerer ins Gewicht fallen. Es wird für die Führer, auch die unteren, deshalb jetzt um so mehr notwendig sein, zu rekonoszieren, sei es im Terrain selbst oder mittels eingehenden Studiums des Planes, in dem sich das Gefecht voraussichtlich abspielt. Besonders nachteilig für beide Teile, den Angreifer wie Verteidiger, wird diese größere Übersichtlichkeit bis zu dem Momente sein, wo die geschlossenen Truppenkörper sich auflösen, da man dann bis in die hintersten Treffen sehen kann. Aber man vergesse nicht, daß dies nur auf dem ebenen Exerzierplatz und wohl nie auf dem Schlachtfelde selbst möglich sein wird, wo die Terrainunebenheiten auch jetzt noch, bei gewandter Führung, die Bewegungen wenn auch nicht aller, so doch vieler Truppenkörper dem Gegner verbergen und überraschend erscheinen lassen werden. Unserm Ermessen nach treffen die erwähnten Vor- und Nachteile ebenso den Angreifer wie den Verteidiger, und es erscheint falsch, wenn von vielen Seiten behauptet wird, daß die taktische Verteidigung von jetzt ab die überlegene sein werde. Diese Behauptung trat stets auf, wenn in den Waffenerfindungen ein wesentlicher Fortschritt zu verzeichnen war, besonders auch 1870/71, wo beide Armeen sich zum erstenmal mit gezogenen Hinterladern (Geschütz und Gewehr) gegenübertraten; und doch brachte bekanntlich die von den Deutschen stets durchgeführte taktische Offensive ihnen den Sieg. Angriff und Verteidigung werden jedoch gleichmäßig gezwungen sein, bei Anwendung des neuen Pulvers gewisse andere Formen anzunehmen. Dies aber erscheint jetzt schon sicher, daß die in dem neuen Reglement niedergelegten Hauptgrundsätze nicht einer Änderung bedürfen. Wenn die größeren und kleineren Übungen der Truppen in dieser Beziehung auch mancherlei Aufklärung bringen, so wird die völlige Entscheidung hierüber doch dem künftigen Kriege vorbehalten bleiben müssen.

Ebenso wie die Fachtart der Kavallerie und Infanterie, wird auch die der Feldartillerie durch das neue Pulver beeinflusst werden. Auch das Reglement dieser Waffe sagt, daß die Rücksichten auf Deckung stets denen auf Feuerwirkung nachzustehen haben. Man darf — der Schluß liegt nahe — hieran die Erwartung knüpfen, daß die Wirkung der Geschütze in betreff der Entfernung und Treffsicherheit noch eine Erweiterung erfahren wird. Die Rauchwolken, welche dem Artilleristen bisher die Stellung seines Gegners — also in erster Linie die Artillerie des Gegners — angaben, fallen fort; die Richtung, woher der Knall kommt, und die kurze Feuererscheinung des feindlichen Geschosses allein wird ihm jetzt verraten können, wo sein Gegner steht. Steht er, und das wird meist der Fall sein, gegen jede Sicht gedeckt, so wird zu seiner Bekämpfung allein übrig bleiben, zu „pendeln,“ d. h. durch Vor- und Zurückgehen mit der Entfernung den größeren Geländeabschnitt, in dem er stehen kann, mit möglichst großer Aufwendung von Munition unter Feuer zu nehmen. Die bisher gültigen Schießregeln der Artillerie werden, bei dieser durchgreifenden Veränderung ihrer ganzen Taktik, deshalb auch wesentlich geändert werden müssen. In noch höherem Maße wird durch das raucharmer Pulver die Kampfweise der Festungsartillerie beeinflusst. Das neue Pulver bringt im Festungskriege entschieden dem Angreifer den Hauptvorteil. Dieser sieht die Lage der feindlichen Werke, genaue Pläne zeigen ihm, wo die Anschluß- und Zwischenbatterien des Verteidigers liegen müssen, und er hat somit den Vorteil, ziemlich sicher in betreff ihrer

Lage, diese unter Feuer nehmen zu können. Aber auch für ihn bleibt der Nachteil vorhanden, daß er seine Schüsse nicht beobachten kann, und auch für ihn folgt daraus der größere Munitionsverbrauch. Der Verteidiger der Festung muß naturgemäß, wenn er das Feuer der Geschütze des Angreifers aus den jetzt noch gedeckter als bisher angelegten Batterien nicht sieht, über die Lage derselben wesentlich länger im unklaren sein. Auch er wird, da ein „Anschneiden“ der Rauchwolken jetzt unmöglich ist, sich nun, wie bisher schon in einzelnen Fällen, hauptsächlich durch Pendeln helfen müssen. Daher zwingt das neue Pulver auch diese Waffe zu wesentlichen Veränderungen ihrer Taktik.

Im Hinblick auf diese Verhältnisse, welche die Gefechtsübungen im wechselnden Gelände mit gemischten Waffen und mit scharfen Patronen von der höchsten Bedeutung erscheinen lassen, da sie die Ausnutzung des Geländes, die Feuersdisciplin und das scharfe Sehen ausbilden und die Wirklichkeit möglichst gründlich nachahmen, verlangt auch der neue Etat bereits für diese Übungen nicht unbedeutende Mittel.

Sind demgemäß auch wiederum außerordentliche Opfer erforderlich, so haben wir zu unserer Heeresleitung doch das Vertrauen, daß, wie der Chef des Generalstabes, Graf Waldersee, kürzlich einem Berichterstatter sagte, „wir so organisiert und ausgerüstet sein werden, daß unsern Feinden jede Lust, uns anzugreifen, vergeht. Andere Nationen mögen unsere taktischen Formen und unsere Waffen nachahmen, sie können aber nicht die moralische Qualität nachahmen, und gerade diese hohe moralische Kraft ist das Hauptelement der Stärke der deutschen Armee.“



Der pan-amerikanische Kongreß.

Von

Professor A. Fleischmann.

Sur Geschichte des gegenwärtig in Washington tagenden pan-amerikanischen Kongresses muß man im Auge behalten, daß die Anregung dazu von der demokratischen Partei unter der Regierung des Präsidenten Cleveland gegeben worden ist. Diese Partei vertritt in ihrer Majorität das System des Freihandels und bekämpft den bestehenden hohen Zolltarif, welcher von den in ihrer Majorität republikanisch gesinnten gesetzgebenden Körpern der Vereinigten Staaten, dem Kongreß und Senat, aufgestellt ist. Alle Bestrebungen der Demokraten, diesen Tarif zu ermäßigen oder ganz zu beseitigen, scheiterten an dieser republikanischen Majorität der Häuser. Da benutzten Cleveland und die Demokraten sehr geschickt den vielfach lautgeforderten nationalen Wunsch nach einem lebhafteren und innigeren Verkehr der Vereinigten Staaten mit den übrigen Staaten des amerikanischen Kontinents dazu, den Zusammentritt eines Kongresses sämtlicher amerikanischen Staaten durch ein Gesetz zu veranlassen und auf Grund der Beratung dieses Kongresses eine engere Handelsverbindung zwischen diesen Staaten zu schaffen, einen Zollverein zu bilden und mit dessen Hilfe den Handel zu fördern. Der unausgesprochene Hintergedanke hierbei war wohl ein doppelter: einmal, den europäischen Importhandel nach Amerika zu hemmen, und dann den schutzzöllnerischen Tarif der Vereinigten Staaten hinfällig zu machen und auf diese Weise indirekt mit Hilfe der Staaten Mittel- und Südamerikas und des Zollvereins zu erreichen, was auf gesetzgeberischem Wege innerhalb der Vereinigten Staaten bisher nicht zu erreichen gewesen war. Das Gesetz, welches die Berufung eines pan-amerikanischen Kongresses anordnete, kam nun auch wirklich zu stande und bestimmte in seinem ersten Abschnitt den Zweck und die Aufgabe des Kongresses dahin, „daß er solche gegenseitige Handelsbeziehungen anbahnen sollte, welche für alle Teilnehmer wohlthätig und nützlich

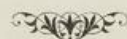
lich sein und einen ausgedehnteren Markt für die Produkte der beteiligten Staaten und Länder schaffen würden.“ Diese Gegenseitigkeit würde natürlich bedingen, daß die Produkte der südamerikanischen Staaten in alle Kongressstaaten, also auch in die Vereinigten Staaten zollfrei eingeführt werden dürfen, während der gegenwärtige Zolltarif der letzteren die Einfuhr solcher Produkte, welche die Vereinigten Staaten auch erzeugen, mit hohen Zöllen belegt. Die bedeutendsten Produkte und Ausfuhrartikel des südlichen Amerika bestehen nun aber in Wolle, Kupfer und Zucker, abgesehen von Kaffee, Gummi und Chinarinde, welche letzteren zollfrei in die Vereinigten Staaten eingeführt werden können, da sie dort gebraucht, aber nicht erzeugt werden. Wollten nun die Vereinigten Staaten die südamerikanischen Staaten bewegen, ihren Fabriken die südlichen Häfen unter günstigeren Bedingungen zu öffnen als den Fabriken Europas, so müßten sie ein Äquivalent gewähren, und das könnte nur die Gewährung zollfreier Einfuhr von Wolle, Kupfer und Zucker sein. Dies würde aber die heimische Industrie gefährden, da diese Produkte auch in den Vereinigten Staaten gewonnen werden, und die Wollbarone, das Kupfer-Syndikat und die Zucker-Trust-Komp. würden sich mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln auf das hartnäckigste der freien Einfuhr widersetzen — und der Einfluß solcher reichen Associationen auf Gesetzgeber und gesetzgebende Körper, die doch immer das letzte Wort zu sprechen hätten, ist nicht zu verachten. Was würde nun aus den „gegenseitigen Handelsbeziehungen“ werden?

Das Gesetz wegen Berufung des Kongresses war jedenfalls geschaffen, konnte aber von der demokratischen Administration nicht mehr zur Ausführung gebracht werden, da dieselbe bei der inzwischen herangekommenen neuen Präsidentenwahl gestürzt, ein republikanischer Präsident gewählt und die sämtlichen Regierungsorgane republikanisch gemacht wurden. Die Ausführung des Gesetzes ging also auf die Republikaner über. Die Staaten Mittel- und Südamerikas wurden nun zum Kongress eingeladen und sandten ihre Delegierten nach Washington; das freihändlerische England jedoch, das wegen der Handelsbeziehungen zwischen Britisch-Nordamerika und den Vereinigten Staaten an den Verhandlungen interessiert ist, wurde nicht eingeladen; das Gesetz spricht ja auch nur von einer gewünschten Annäherung an die spanisch sprechenden Staaten südlich von den Vereinigten Staaten. Sollte aber wirklich ein Zollverein zwischen den Vereinigten Staaten und Spanisch-Amerika zu Stande kommen und Freihandel eingeführt werden, so würde Kanada gar nicht Gelegenheit gegeben werden, dem Vereine beizutreten. Vorläufig ist der Kongress ohne Beteiligung Kanadas zusammengesessen und eröffnet worden. In der Eröffnungsrede hat nun Mr. Blaine angesichts der Schwierigkeiten, welche die Anbahnung von „gegenseitigen Handelsbeziehungen“ der republikanischen Regierung im eigenen Lager bereiten würde, diesen ursprünglichen Hauptzweck des Kongresses, die Reciprocität der Handelsbeziehungen und Erweiterung des Marktes für die Produkte der konservierenden Staaten mit keinem Worte erwähnt. Dagegen sprach er von den Segnungen des Friedens und den freundschaftlichen Beziehungen der Staaten untereinander, welche durch die projektierte Einrichtung subventionierter Dampferlinien zwischen den Häfen von Nord-, Mittel- und Südamerika mit mäßigen Frachtsätzen würden gefördert werden. Er sprach von dem Aufwand der europäischen Staaten mit ihren stehenden Heeren und ihren Kriegsfлотten, der den amerikanischen Staaten erspart werde, wenn sie im Frieden lebten und etwaige Streitigkeiten durch ein Schiedsgericht beilegen. Bezüglich der Handelsbeziehungen sprach er sich noch dahin aus, „daß man nicht selbstsüchtige Verbindungen gegen die älteren Nationen, von denen man mit Stolz seine Abstammung herleite, zu bilden suchen wolle.“ Dies klingt nun durchaus nicht, als wolle man den europäischen Handel mit Amerika beschränken und den europäischen Waren den amerikanischen Markt verschließen, wie man in Europa nach dem oben angegebenen Wortlaut des Aktes zur Berufung des Kongresses glauben zu müssen. Der Kongress scheint

demnach nicht den kitzligen Gegenstand der Gegenseitigkeit in Handelsbeziehungen auf seine Tagesordnung bringen zu wollen, was offenbar der ursprüngliche Zweck desselben gewesen ist, und die südamerikanischen Delegierten werden sich ebenso erleichtert fühlen als die Nordamerikas, daß dieser heikle Punkt, welcher die Quelle von so vielerlei Verlegenheiten hätte werden können, glücklich umgangen ist.

Wünscht denn aber Spanisch-Amerika einen solchen Wechsel in seinen Handelsbeziehungen mit Europa und einen engeren Anschluß an die Vereinigten Staaten von Nordamerika? Nach dem, was man bis jetzt über die Präliminarien des Kongresses erfahren konnte, muß diese Frage verneint werden. Die Regierung der Vereinigten Staaten hat es für zweckmäßig erachtet, den Delegierten der Südstaaten das Land mit seinen reichen Hilfsquellen in Bergbau, Landwirtschaft und Industrie zu zeigen, und hat sie unter Führung eines Mr. W. G. Curtis, eines Sekretärs des Kongresses, nach den Hauptstädten und interessantesten Punkten und Industrieorten des Landes reisen lassen, in der geheimen Absicht, ihren Gästen einen möglichst günstigen Begriff von dem Reichtum und der großartigen Industrie der Vereinigten Staaten als Grundlage für die in Aussicht stehenden Verhandlungen im Kongress beizubringen. Diese Absicht scheint nun aber, wie aus amerikanischen Blättern zu entnehmen ist, nicht erreicht worden zu sein, vielmehr gewinnt es den Anschein, daß die Reise eine gewisse Verstimmung bei den Delegierten hervorgebracht hat. Diese sind meistens Männer von reifem Alter, für welche eine sechswöchige Reise durch die Vereinigten Staaten mit wechselndem Klima und den Beschwerden einer eiligen Eisenbahnfahrt gerade kein Vergnügen ist; auch sehen sie diese zu ihrer Instruktion veranstaltete Fahrt als einen in ihre Intelligenz gesetzten Zweifel an; denn sie sind als gebildete Männer von den industriellen Leistungen der Vereinigten Staaten wohl unterrichtet, sind viel gereist und haben die großartigsten Werkstätten europäischer Industrie gesehen, geraten daher nicht leicht in Staunen über amerikanische industrielle Anstalten, so großartig sie auch sind, — mit einem Worte, was sie sehen, ist nichts Überraschendes Neues für sie. Der Hauptgrund für die Verstimmung liegt aber in der Persönlichkeit des den Delegierten beigegebenen Führers Curtis. Derselbe hatte sich schon als Kommissär der Vereinigten Staaten bei der südamerikanischen Kommission im Jahre 1885 höchst mißliebig bei den Südamerikanern gemacht und dann in einer schwachen Stunde ein Buch „Die Hauptstädte von Spanisch-Amerika“ herausgegeben. Dieses Werk ist nun vom historischen Standpunkt aus eine reine Absurdität, erteilt als Reisebericht so unwissend und geringschätzend über die Bevölkerung und Regierungen von Südamerika, spricht mit Intoleranz von der dort herrschenden Religion, und erzählt so persönliche Ständelgeschichten, daß es nicht anders möglich ist, als daß Leute, die so peinlich höflich sind, wie die gebildeten Klassen der Südamerikaner, mit dem Verfasser keinerlei Umgang haben mögen. Diese Gesinnung soll sich, nach amerikanischen Nachrichten, in einer Reihe von scharfen Aufsätzen über das fragliche Buch aussprechen, welche neuerdings mit der Überschrift: „Wie wir von denen behandelt werden, welche sich um unsere Rundschaft bemühen“ in einem in New-York erscheinenden spanischen Blatte veröffentlicht worden sind und einen hervorragenden südamerikanischen Staatsmann zum Verfasser haben sollen.

Wir wissen noch nichts über die Verhandlungen innerhalb des pan-amerikanischen Kongresses; aus dem bestehenden Mangel an eigentlicher Sympathie zwischen den Staaten von Spanisch-Amerika und den Vereinigten Staaten von Nordamerika darf man jedoch den nicht allzu voreiligen Schluß ziehen, daß durch den Kongress keine sehr einschneidenden Veränderungen in den Beziehungen der beiden Staatengruppen zu einander eintreten und die Handelsbeziehungen zwischen Südamerika und Europa nicht werden beeinträchtigt werden.



Ameisenpflanzen.

von
Dr. Theodor Jaensch.

Unter den zahlreichen, gewöhnlich als Symbiose bezeichneten Vorkommnissen feststehender Lebensgemeinschaft, deren Auftreten in der Natur die Aufmerksamkeit der Forscher neuerdings in hervorragendem Grade auf sich gelenkt hat, ist eins der merkwürdigsten das zwischen Ameisen und bestimmten Gewächsen beobachtete.

Daß Ameisen Viehzucht treiben und Sklaven halten, einander bekriegen und Raubzüge ausführen, Vorräte sammeln und Heerstrassen bauen, ist bekannt. Die Arbeitsteilung oder wenn man will das Kastensystem ist bei ihnen ebenso wie bei Bienen und Wespen bis zur ausgeprägten leiblichen Sonderung gediehen, und ist dieselbe schon bei unseren Arten größer als bei den genannten Tieren, so geht sie in den wärmeren Himmelsstrichen der Erde bis zur Trennung in vier, ja fünf verschiedene Formen. Während die Ameisen unserer Heimat sich in geflügelte Männchen, geflügelte Weibchen und ungeflügelte Arbeiterinnen scheiden, treten in den heißen Erdgegenden auch von den letzteren vielfach mehrere Formen auf; man findet eigentliche Arbeiter und Krieger, unter diesen gemeine Wehrleute und Befehlshaber, unter den Arbeitern im engeren Sinne oft wieder Handlanger und Aufseher; bei den Sauberen Brasiliens, von denen nachher noch die Rede sein wird, tritt eine weitere Form hinzu, deren Vertreter eine Art von Schutzmannschaft zu bilden scheinen; doch ist hierüber Sicheres noch nicht ermittelt. Daß ich noch richtiger hierbei von Kriegerinnen, Befehlshaberinnen, Aufseherinnen u. s. w. gesprochen hätte, braucht nur nebenher erwähnt zu werden; denn es darf ja als bekannt gelten, daß alle diese nach Nähr- und Wehrstand gesonderten Staatsbürger eigentlich — allerdings stark entweiblichte — Vertreterinnen des Frauengeschlechts sind, das man hiernach kaum als „das schwächere“ würde bezeichnen dürfen. Eher könnte dies von einer mexikanischen und einer anderen neuerdings bekannt gewordenen Ameise gelten, bei denen ein Teil der Tiere sich zu einer Art lebender Honigtöpfe oder Vorratskammern für ihre Genossen hergeben muß.

Diese Verhältnisse kommen jedoch bei dem, wovon die nachfolgenden Zeilen handeln sollen, weniger in Betracht, wogegen die Kriegstüchtigkeit der Ameisen an sich und ihr gesellschaftliches Leben überhaupt eine wesentliche Rolle dabei spielt. Gibt es schon Ameisen, welche nicht bloß den Menschen in schleimige Flucht schlagen, sondern ihn diese sogar zur einzigen Rettung werden lassen, so sind sie für die kleinere Tierwelt die gefürchtetsten Räuber- und Mörderhorden, mit denen sich ein harmloser Tiger nicht in Vergleich stellen darf. Aber auch untereinander bekriegen sie sich, und es sind nicht immer die kleineren Arten, welche dabei unterliegen müssen. Wie in den Meeren der menschlichen Völker und Staaten geben Kampf-gewöhnung, Ausrüstung, geschickte Führung, Wucht des Angriffs und ähnliches in höherem Grade den Ausschlag als bloße Überzahl oder Körperstärke.

Man weiß, daß die Ameisen sich von allen möglichen Tier- und Pflanzenstoffen nähren und ferner die verschiedensten Baumstoffe zur Errichtung und Instandhaltung ihrer Wohnungen herbeischleppen. Zu der von ihnen bevorzugten Nahrung gehören neben Fleischkost vor allem zuckerhaltige Stoffe. Diese sind als Leckerbissen so beliebt bei ihnen, daß sie sich den besonders gesuchten Blattlaushonig bekanntermassen nicht bloß durch kunstgerechtes Melken von den freilebenden Tieren holen, sondern förmliche Ställe für die letzteren einrichten und ihr ursprünglich geraubtes Honigvieh nach allen Regeln der Kunst unter sorgfältiger Pflege und Wartung darin züchten, ohne sich an ihm selbst zu vergreifen. Sie können dadurch mittelbar sogar dem Pflanzenwuchs schädlich werden, indem sie die Thätigkeit dieser seiner geborenen Feinde befördern und das unbehilfliche, verwöhnte Vieh immer wieder zur Weide auf frische Pflanzenteile tragen.

Aber das Pflanzenreich bietet den Ameisen auch unmittelbar zuckerhaltige Stoffe, und so gut wie man sie sich an den weggeworfenen Resten irgend einer süßen Frucht stets bald in Menge ansammeln sieht, verstehen sie es auch die Orte auszuspähen, wo sich an lebenden Gewächsen derartige für sie findet. Solche Gelegenheiten sind mancherlei Art. Früchte sind ihnen meist in unverletztem Zustande unzugänglich; aber die Pflanzen verfügen häufig genug noch über besondere Lebensgebilde der Zuckerausscheidung. Hierbei kommen die gewöhnlichsten, die Honigbehälter der Blünteile, für die Ameisen weniger in Betracht. Diese sind Lockmittel für andere Kerfe, z. B. Bienen, welche die Bestäubung vermitteln; letzteres wird verhindert, falls der Honig vorzeitig von Ameisen weggeholt wird; die betreffenden Blüten kommen dann nicht zur Frucht- und Samenbildung, und es ist klar, daß auf diese Weise die Vermehrung und Ausbreitung einer Pflanzenart unterdrückt oder eingeschränkt wird. Eine Pflanze, die hiergegen keine Schutzmittel hätte, müßte daher mindestens selten werden, besonders wo Ameisen häufig vorkommen. Dies ist hauptsächlich in den heißen Erdstrichen der Fall, und dort finden wir demgemäß auch die Gewächse am besten gegen etwaige Ameisenbeschädigung ausgerüstet.

Man beobachtet aber, und hier wieder in der heißländischen Pflanzenwelt mehr als bei uns, auch außerhalb der Blüten, häufig weitab von ihnen, Honigdrüsen verschiedenster Art und an den verschiedensten Stellen des pflanzlichen Körpers. Man hat sie außerblütige (extraklorale) oder neuerdings besser noch außerheilige (extranuptiale) genannt, da sie mit der Bestäubung nichts zu thun haben, während hierauf berechnete Honigbehälter manchmal auch außerhalb der eigentlichen Blüte stehen. Sie liegen den Ameisen in den meisten Fällen bequemer, gewöhnlich auf dem Wege zu den Blüten, und bieten ihnen hier schon das, was sie sonst erst nach umständlicherem Suchen finden würden, wogegen für fliegende Kerfe gerade die Blüten wegen ihrer weiteren Sichtbarkeit und der bequemen Anfluggelegenheiten leichter erreichbar sind. Die Pflanzen locken daher durch ihre blütenständigen Honiggebilde befruchtungsvermittelnde Flugkerfe, durch die außerheiligen hauptsächlich Ameisen an, welche letztere dadurch zugleich von den Blüten selbst abgelenkt werden. Das Ergebnis ist, daß Ameisen in Menge herbeigezogen werden, ohne der Pflanze Schaden zu bringen.

Es ist nun durch sorgfältige Beobachtungen außer Zweifel gestellt worden, daß hiermit zugleich ein wesentlicher Nutzen für die betreffenden Pflanzen erzielt wird. Je mehr sich die Ameisen auf den Ästen und Zweigen derselben umhertreiben, desto sicherer sind letztere vor blattfressenden, rinden- und holzzerneagenden oder sonst schädlich wirkenden Feinden (mit Ausnahme der Blattläuse); was sich an Käfern, Raupen u. s. w. in ihrem Bereiche vorfindet, wird angegriffen, weggetragen und verzehrt oder wenigstens in die Flucht geschlagen, bei längerem Verweilen der Ameisen überhaupt an der Niederlassung gehindert.

In den Ländern der wärmeren Erdgürtel sind nun namentlich in den letzten Jahren eine Anzahl Gewächse beobachtet worden, welche eines derartigen natürlichen Schutzes durch Ameisen in hervorragendem Grade genießen, feiner aber auch ganz besonders bedürftig sind. Es beruht dies darauf, daß sie ihren Schützern und, wie wir gleich sehen werden, Verteidigern nicht bloß gelegentliche Leckerbissen, sondern dauernde Kost und sicheres Obdach bieten. Die Einrichtungen, die sie dazu befähigen, sind so merkwürdig, daß sie mit fast zwingender Beweiskraft auf eine im — ich sage absichtlich nicht durch den — Kampf ums Dasein entwickelte ständige Lebensbeziehung zwischen ihnen und ihren Lehnsleuten hinweisen. Man hat dieses Wechselverhältnis, welches bereits durch Beobachtungen zahlreicher Forscher in hohem Grade wahrscheinlich gemacht war, in den letzten Jahren aber durch die Untersuchungen Schimper's während eines Aufenthaltes in Brasilien für mehrere Fälle völlig sichergestellt wurde, als Ameisenfreundschaft (Myrmekophilie) bezeichnet.

Zu heißen Amerika kommen nämlich außer zahlreichen

anderen Verwüsten des Pflanzenwuchses große Ameisenarten vor, die dem letzteren unbedingt schädlich sind. Man nennt sie Blattschneider oder Tragameisen, und zu den berühmtesten gehören die schon erwähnten Säuhuen Brasiliens. Mit ihren starken, säherartigen Kiefern schneiden sie die Blätter der von ihnen befallenen Bäume in Stücke und entlauben diese, da sie stets scharenweise kommen, in kurzem bis zur völligen Kahlheit. Die Beobachter schildern den sich dabei bietenden Anblick als einen höchst sonderbaren: Während noch fortwährend neue Ameisentruppen zur Arbeit heranrücken, bewegt sich bereits ein langer Zug fertiger Genossen mit Blattstücken beladen zum Baue zurück, wobei diese hoch erhoben und ihre Träger derart verdeckend gehalten werden, daß man fürs erste einen lebendig gewordenen, wandelnden Matthaufen zu sehen glaubt. Was die Ameisen in ihrem Baue mit den heimgeschleppten Blättern anfangen, ist noch nicht mit Sicherheit festgestellt worden; nach den Angaben einiger Beobachter verwenden sie dieselben zur Auskleidung und Überwölbung der inneren Wendelgänge ihrer Nester behufs Regenschutz, nach anderen bereiten sie einen papierartigen Baustoff daraus, wie ähnliches die Wespen bei uns thun; der englische Forscher Belt, der Nikaragua durchkreist hat, erzählt sogar, sie zernagten sie daheim vollends in kleine Stückerchen, um sie zum raschen Vermoßern zu bringen und Schimmelpilze darauf zu züchten, die eine beliebte Nahrung bei ihnen bilden. Sollte sich dies bewahrheiten, so würden sich also Ameisen nicht bloß in der Viehzucht und Landwirtschaft, sondern auch in der Küchengärtnerei erheblich auszeichnen. Es wäre das wohl ein noch merkwürdigerer Fall, als der einer nordamerikanischen Art, welche Grassamen, den sogenannten „Ameisenreis,“ sammelt und im Umkreise ihrer Wohnungen alle anderen Pflanzen außer denen ihres Getreides ausjätet.

Daß die durch solche Tiere angerichteten Verwüstungen ganz bedeutende sein müssen, ist leicht abzusehen und wird von allen Beobachtern übereinstimmend bestätigt. Es ist daher natürlich, daß Pflanzen, die von ihnen besonders bevorzugt werden und ihren Angriffen schutzlos preisgegeben sind, in ihren Heimatsgegenden sich nur schwer halten können und jedenfalls einer weiten Verbreitung nicht fähig sind. Das zeigt sich besonders an den aus anderen Ländern eingeführten Obstbäumen und sonstigen Nutzpflanzen, deren Anbau stellenweise in Brasilien zur Unmöglichkeit wird, lediglich dieser Ameisen wegen. Einen natürlichen Schutz gegen dieselben haben sie meist nicht, denn in ihrer eigentlichen Heimat brauchen sie keinen. Die einheimischen Gewächse aber verhalten sich anders, und ganz ohne Schutzmittel ist wohl kaum eines von ihnen, da sie andernfalls hätten aussterben müssen. Viele sind durch widrige oder giftige Stoffe gesichert, andere sind den Ameisen durch Glätte des Stammes oder der Zweige, durch klebrige Ausscheidungen und dergleichen unzugänglich, wie bei uns die bekannte Pechelke. Eine Anzahl aber erlangt den nötigen Schutz durch Ameisen anderer Art, welche dauernd auf ihnen angesiedelt sind und sie gegen jeden Angriff der Blattschneider wütend und erfolgreich verteidigen, trotzdem letztere meist größer sind als sie.

Zu diesen Pflanzen gehören mehrere Arten der Gattung *Cecropia*, der wegen ihres sonderbaren Wuchses auch sonst auffallenden Armleuchterbäume. Sie tragen ihren Namen mit Recht; denn während der Hauptstamm sich kerzengerade erhebt, stehen die wenig zahlreichen Zweige, die erst in bedeutender Höhe beginnen, im größten Teile ihres Verlaufes fast wagerecht ab und tragen nur an ihrer Spitze je ein Büschel großer, langgestielter Blätter. Dieser Baum, in Brasilien Imbauba genannt, beherbergt die nutigen Schutzameisen auf und in seinem Stamme. Schon wenn er nur unsanft gestoßen wird, kommt, wie Schimper gleich anderen Beobachtern berichtet, „augenblicklich eine wilde Schar empfindlich beißender Ameisen zum Vorschein, gegen deren Angriffe man sich nur schwer zu wehren vermag.“ Er erzählt, wie er die Ameisen tagelang habe in seinen Kleidern dulden müssen und sie in seiner Wohnung nicht mehr los geworden sei, nachdem er ein paar Stücke der Imbauba heimgbracht hatte.

Der Stamm dieser Armleuchterbäume ist nämlich hohl und dabei in seltsamer Weise quergefächert, so daß er den Ameisen einen höchst geeigneten natürlichen Wohnraum und Aufenthalt bietet. Er zerfällt dadurch förmlich in übereinander liegende Kammern, in denen die Ameisen wohnen, und zwischen denen sie sich Verbindungsthüren herstellen, indem sie die Querrände durchnagen. Außerdem hat aber jede Kammer auch eine kleine, erst beim näheren Zusehen erkennbare Öffnung nach außen, und aus diesen treten die Ameisen plötzlich in Scharen heraus, wenn dem Baume Gefahr droht. Auch diese kleinen Öffnungen sind von den Ameisen selbst genagt und werden von ihnen in stand gehalten.

Das Merkwürdige ist nun, daß man niemals einen erwachsenen Armleuchterbaum ohne solche Schutzameisen findet. Nur ganz junge sind öfters ohne sie beobachtet worden; finden sich nicht rechtzeitig die natürlichen Beschützer ein, um Besitz von ihnen zu nehmen, so fallen sie früher oder später den Blattschneidern anheim und werden vernichtet. Je geeigneter sie sich dagegen für die Schutzameisen erweisen, desto mehr Aussicht haben sie, von diesen als Wohnsitze erwählt zu werden, und damit am Leben zu bleiben und ihre Eigenschaften zu vererben. Die Besiedelung seitens der Ameisen aber geht in folgender Weise vor sich, wie es Fritz Müller, der brasilische Regierungs-Naturforscher, zuerst genau geschildert hat.

Eine junge Ameisenkönigin kriecht am Stamme hinauf und nagt von außen ein Loch in eine der inneren Kammern, in die sie dann hineinschlüpft, um daselbst zu bleiben. Es befindet sich nämlich in der Außenwand jeder Kammer eine ganz bestimmte Stelle, welche das Durchnagen außerordentlich erleichtert; dieselbe ist nicht nur dünner, sondern auch aus viel weicherem Gewebe aufgebaut als die übrige Wand, deren Festigkeit den Tieren das Eindringen nicht gestatten würde. Die Stelle ist für die Ameisen auch von außen kenntlich und wird von ihnen richtig aufgefunden; der Baum ist also auch in dieser Beziehung wie für sie geschaffen, und das durch eine Einrichtung, die ihm keinerlei anderen Nutzen gewähren kann. Ist die Königin in der Kammer, so verwächst die kleine Öffnung bald wieder; nach innen aber bildet sich an der benagten Stelle ein wucherndes Gewebe, welches ihr in der ersten Zeit zur Nahrung dient. Bald beginnt sie Eier zu legen, und die aus diesen sich allmählich entwickelnden Arbeiterinnen eröffnen nach dem Auschlüpfen das ursprüngliche Eingangsloch aufs neue und durchnagen dann auch die Querrände zu den übrigen Kammern. Mit der Zeit bevölkert sich der Stamm, und jede Kammer wird an der geeigneten Stelle auch nach außen geöffnet.

Der Baum bietet aber den Ansiedlern auch Nahrung, und diese ist nicht minder eigentümlicher Art wie die Wohnung, die er ihnen gewährt. Sie besteht in ganz eigentümlichen, kerzähnlichen Körperchen, welche nach den Untersuchungen Müllers und Schimpers hauptsächlich Eiweißstoffe und Öl, also höchst wichtige Nahrungsstoffe enthalten und sich an der Unterseite der Blattstiele bilden. Sie werden nach dem Entdecker Müllersche Körperchen genannt und dürfen nach ihrer Entwicklungsgeschichte als eine Art Um- und Weiterbildung vielleicht bei den Vorfahren vorhandener Honigbehälter betrachtet werden. Ihre Bestandteile sind derart, wie sie sonst stets nur bei der Samenbildung von einer Pflanze abgeworfen werden, so daß sie von vornherein für den Baum keinesfalls als unwichtig betrachtet werden konnten. Dabei entstehen sie aber an den besagten Stellen zu Hunderten auf einem haarigen Polster, welches ihrer immer neue reif gewordene nach außen schiebt und täglich von den Ameisen besucht wird, um sie abzuholen und in das Innere des Stammes zu schleppen. Infolgedessen laufen die Tiere beständig auf den Zweigen hin und her und werden so von selber zum unausgesetzten Wachhalten veranlaßt. Die Bäume bleiben denn auch von anderen Tieren fast ganz verschont, und auch die Blattschneider wagen es nicht, sie anzugreifen; sie kehren um, sobald sie ihre kleineren Verwandten erkennen, während diese sich sofort auf sie zu stürzen versuchen und sie verfolgen. Zu erwähnen wäre noch, daß die letzteren

im Innern des Stammes auch Schildläuse züchten, also mit Honig ebenfalls versorgt werden.

Es gelang nun Schimper, in der Gegend von Rio de Janeiro eine andere Art des Armleuchterbaumes zu entdecken, welche er stets ameisenfrei fand. Bei näherer Untersuchung zeigte sich aber, daß Stamm und Zweige dieser Art nicht nur besonders glatt, sondern auch mit einem eigentümlichen wachsartigen Überzuge versehen waren, wie ihn der bekannte Wunderbaum (Ricinus) trägt. Infolgedessen können weder Schutzameisen noch Blattschneider an demselben hinaufkriechen, und der Baum bedarf anderer Vorrichtungen nicht. Infolgedessen verfügt er aber auch weder über Müllersche Körperchen noch über die verdünnte Wandstelle der übrigen Arten, obgleich sein Stamm ebenfalls hohl und quergefächert, das heißt nach dem Grundgedanken möglicher Festigkeit bei wenig Stoffverbrauch aufgeführt ist.

Ganz ähnliche Verhältnisse wie die Armleuchterbäume weisen mehrere amerikanische Akazienarten, also Bäume aus einer gänzlich verschiedenen Verwandtschaftsgruppe auf, so die Büffelhorn-, die Kugelkopf- und die Kolbenakazie. Alle drei sind von Ameisen bewohnt, und alle drei haben ungewöhnlich große, hohle Stacheln, die bei der erstgenannten hornartig gestrimmt sind und ihr dadurch zu ihrem Namen verholfen haben. Ohne die Ameisen wären diese Stacheln höchst unzweckmäßig, da die kleineren, festeren anderer Akazien eine viel stärkere Wehr bilden. Sieht man aber näher zu, so findet man, daß jeder dieser hohlen Stacheln unterhalb seiner Spitze eine runde Öffnung hat, und daß diese das Eingangsloch für die Ameisen bilden, welche im Innern der Stacheln wohnen. Noch überraschender ist es, daß diese Bäume den Ameisen eine ähnliche Nahrung liefern, wie die Armleuchter; sie heißen nach ihrem Entdecker Beltische Körperchen und finden sich einzeln an der Spitze der Blättchen. Außer ihnen sind noch Honigdrüsen vorhanden, welche ebenfalls eifrig aufgesucht werden. Die Ameisen dieser Akazien gelten als äußerst bissig und sollen nach den Berichten Jacquins bei Berührung des Baumes förmlich auf den Unvorsichtigen herabregnen, der sie aufgestört hat.

In den letzten Jahren sind noch eine große Anzahl derartigen „Ameisenpflanzen“ aus den verschiedensten Familien des Gewächsreiches erkannt und noch viel mehr als solche vermutet worden. Zum Teil sind sie schon an sich von höchst merkwürdiger Tracht, aber nur bei wenigen hat man bisher ähnlich weitgehende Anpassungsverhältnisse an die Schutztiere nachweisen können, wie bei den beiden genannten Gattungen. Eine verdünnte Bohrstelle nach Art der bei den Armleuchtern hat Beccari bei einer sonderbaren Pflanze Bornoes, *Clerodendron fistulosum*, aufgefunden. Sie bildet einen meterhohen Halbstrauch und hat hohle, förmlich angeschwollene Stengelglieder, in welchen die Ameisen haufen. Sie bietet Honig auf der Unterseite der Blätter, und die Gewebe an der Bohrstelle sind wie bei der *Cecropia* von weicherer Beschaffenheit. Eine andere ist *Cordia nodosa*, ein von Schimper beobachteter Strauch, dessen Stengel die Blätter zum Teil in Scheinwirbeln trägt und unterhalb dieser stark verdickte, knotige, blasenartige Anschwellungen hat, welche die Wohnräume der Ameisen bilden. Die eigentümliche Schmarotzerpflanze *Myrmekodia* aus der Familie der Krappgewächse bildet kleine Sträucher auf den Bäumen Javas und der Molukken nach Art unserer Mistel und zeigt einen außerordentlich angeschwollenen Stamm mit verbundenen Höhlungen im Innern, welche sich nach den künstlichen Züchtungsversuchen von Treub und Forbes auch ohne Ameisen bilden, also dem Gewächs eigentümlich sind. Sie wurden aber in der Natur stets bewohnt gefunden, und der letztgenannte Forscher berichtet, wie er einst ein Bündel baumstielender Ragen (Orchideen) von einem Korallenbaum herunterholen wollte und sofort von Abertausenden einer kleinen Ameise überlaufen wurde, deren Stich wie Feuer brannte. Als er sich eiligst in der Nähe entkleidete, fand er sich ganz von ihnen bedeckt; „als wäre ich mit Pfefferstaub bestreut, wanden sie sich und hielten ihre giftigen Rinnladen in meine Haut, und die Hinterleiber zitterten vor Wut bei jedem Stiche,“ erzählt

er. Das Innere der hohlen Schwellungen an der Pflanze, welche zwischen den Ragen saß, und von der die Tiere gekommen waren, erwies sich dann, nachdem das Ganze unter Verwünschungen und Stöhnen seiner Diener herabgeholt war, als wabenartig, und die Beute mußte am Ende langer Stangen nach Hause getragen werden. So berichtet auch Kappeler über eine Baumrage in Surinam: „Wenn ich diese Orchideen mitnehmen wollte, so ließ ich den Zweig, an dem sie festsaßen, abhauen und den Balken an einer Leine angebunden so lange im Wasser hinter dem Kahn nachschleppen, bis die Ameisen abgspült oder ertrunken waren; denn sonst hätte man die Bisse von Hunderttausenden dieser Insekten, die sich in einem großen Ballen eingeknistet hatten, zu ertragen gehabt.“

Wie bedeutungsvoll der den Pflanzen von seiten der Ameisen gewährte Schutz sein muß, zeigt sich in hervorragender Weise noch an einer Pflanze aus der Familie der Kastusgewächse. Dieselbe entbehrt völlig der Stacheln, welche all ihren Verwandten so ausgeprägte Wehrhaftigkeit verleihen und sie gegen die Angriffe größerer Tiere wirksam schützen, denen ihre saftigen Stengel in den trockenheißen Gegenden Amerikas sonst höchst willkommen sein würden, wie denn trotzdem die wilden Esel bei quälendem Durste sich ihrer oft unter Schmerzen und mit Opferung von Blut bemächtigen. Die Mietsameisen sind aber noch wirksamer; jedenfalls machen sie die Stacheln überflüssig.

Einige Forscher, wie Beccari und Delpino, betrachten als eigentliche „Ameisenpflanzen“ auch schon alle diejenigen, welche den Ameisen nur Nahrung, nicht Wohnung, gewähren, wenn sie nur regelmäßig von ihnen besucht werden. Zu ihnen gehören alle in unseren Gegenden vorkommenden, deren ebenfalls eine erkleckliche Anzahl festgesetzt ist; so z. B. die allbekannte Gicht- oder Pfingstrose. Neuerdings hat man ferner den Begriff der Ameisenfreundschaft auch den der Ameisenfischen (*Myrmekophobie*) bei anderen Pflanzen gegenübergestellt, deren gleichfalls verschiedene nachgewiesen sind, und zu denen unter anderen die erwähnte glatte Armleuchterart zu zählen wäre.

Von der Erfahrung, daß die Ameisen Gewächse vor anderen Tieren behüten, haben die Chinesen schon seit lange einen sehr zweckdienlichen Gebrauch gemacht. Im Lande Kwang-tung besetzen sie Ameisenester in den Kronen der Bäume ihrer Orangenanpflanzungen, und das Ungeziefer bleibt fern. Man hat dieses Verfahren mit Recht auch für andere tropische Länder empfohlen, und vor kurzem hat Amy vorgeschlagen, auch bei uns Versuche zur planmäßigen Verwendung der Ameisen als Schutztiere gegen Raupenfraß zu machen, indem man am Stamme und an besonders gefährdeten Ästen einen schmalen Streifen gesättigter Zuckerlösung auftrüge und den Ameisen den Weg zum Baume erforderlichenfalls durch Streuen von Zuckerkörnchen wiehe.

Ein ähnliches gegenseitiges Nutzverhältnis wie zwischen Ameisen und Pflanzen soll nach neueren Forschungen Lundströms auch zwischen verschiedenen kleinen Milben und Pflanzen bestehen. Die Milben sitzen nämlich in den filzhaarigen Blattnerveuwinkeln vieler Bäume, wie der Linden, und Lundström hat solche Stellen niemals ohne Milben gefunden. Er meint, daß die Milben dort zwischen den dichten Haaren außer Obdach auch Nahrung in Infusorien und dergleichen finden, und daß sie hinwiederum nach dem Absterben durch Verwesung ihrer Leiber der Pflanze nützen, indem die Zeretzungsstoffe ähnlich wie bei den fleischverdauenden (sogenannten „insektenfressenden“) Pflanzen unmittelbar aufgesaugt würden. Nach dieser Erklärung wäre die Filzbedeckung der Blätter erst durch Anpassung an die ständigen Milbengäste entstanden zu denken.



Der Fall Meißner.

von
F. M.

Ein Bubenstreich, ohne Beispiel in der literarischen Welt, ist jedoch enthüllt worden. Alfred Meißner, der einst so geachtete Dichter des „Ziska“, der mit Ehren in jeder Literaturgeschichte genannt wird, der heute noch in seinem Heimatlande unter den Deutsch-Böhmen von alt und jung mit Begeisterung gelesen wird, erscheint als gemeiner Betrüger. Alfred Meißner ist nicht der Verfasser seiner sämtlichen Werke. Herr Franz Hedrich (sein Vater wurde im Jahre 1848 bei Gelegenheit des Prager Aufstandes erschossen, er selbst politisch verfolgt und als Flüchtling mit dem Landsmann Meißner bekannt), Hedrich also weist in einem jedoch erschienenen Buche nach, daß er fast alles allein geschrieben habe, was in den letzten fünf und zwanzig Jahren von Meißners Leben unter dessen Namen herauskam. Es handelt sich hier offenbar nicht um einen der zweifelhaften Ansprüche, mit welchen so häufig Narren oder Meider an die Dichter erfolgreicher Werke herantreten. Franz Hedrich hat klüglich zu Meißners Lebzeiten geschwiegen, hat nach dessen Tode zuerst an die hinterbliebenen Kinder Geldansprüche gestellt, vielleicht sein Schweigen bezahlen lassen wollen, und jetzt, vier Jahre nach Meißners Tode, weist er durch den Abdruck von Meißners Briefen unwiderleglich nach, daß der größte Teil von Meißners Werken geistiges Eigentum von Franz Hedrich gewesen ist. Das verblüffende Buch „Alfred Meißner — Franz Hedrich“* ist seltsamerweise bei dem alten Verleger Alfred Meißners erschienen; so sehr diese Thatsache die psychologischen Rätsel vermehrt, welche sich an diesen unerhörten Fall knüpfen, so spricht doch wieder die Verlagsfirma für die unbedingte Echtheit der vernichtenden Meißnerschen Briefe.

Die Rätsel dieses Falles betreffen sowohl die Persönlichkeit Alfred Meißners als die Franz Hedrichs. Was hat den Dichter des „Ziska“ verleitet, fremde Schöpfungen für seine eigenen anzugeben? Hoffte er, durch die Romane des Hedrich berühmter zu werden, als ihn seine eigenen Verse gemacht hatten? Oder reizte ihn gar der gemeine Gewinn, den er durch Betrug machte, sobald er seinen bekannten Namen auf das Manuskript des unbekanntem Hedrich setzte? Und was verurteilte diesen zu seiner schmachtvollen Rolle? Schwieg er wirklich nur aus kindlicher Gutmütigkeit? Oder ließ er sich sein Schweigen durch Geld abkaufen?

Das sind die Rätsel, welche jeder Deutsche sich heute stellen muß, der sich des Namens Meißner noch aus der Schulzeit erinnert, oder der vor Jahren die Romane „Schwarzgelb“ und „Samsara“ begierig verschlungen hat. Weiter wird die Neugierde der Öffentlichkeit kaum gehen, denn ein vielgelesener Schriftsteller ist Alfred Meißner heute im Deutschen Reiche längst nicht mehr. Wir aber, die wir ihn gekannt, die wir den Menschen noch mehr geschätzt haben als seine Schriften, wir fragen uns noch etwas anderes. Müssen wir die Erinnerung an den Dichter Alfred Meißner als beschmutzt von uns werfen? Ist es möglich, daß dieser vornehme, abgeklärte Geist, der seiner plauderte als er schrieb, ein ganzes Menschenalter hindurch die Welt zu seinem Vorteil foppte? Denn das ist für jeden, der mit Meißner je verkehrt hat, wohl ausgemacht, daß er keine dämonische Natur war, welche die Leute aus Uebermut oder Menschenhaß nasführt hätte, wie etwa der Fälscher in Gustav Freytags „Verlorener Handschrift“.

Der Name Freytag erinnert mich an kleine persönliche Erlebnisse, die vielleicht geeignet sind, eine Spur von Licht auf Meißners literarischen Charakter zu werfen. Ich muß freilich hinzufügen, daß mir die Bedeutung dieser schlichten Erinnerungen eben erst aufzugehen beginnt, und daß ich noch vor wenigen Wochen jeden für einen albernen Verleumder gehalten hätte,

der ohne Beweise mit der Wahrheit über Meißner hervorgetreten wäre.

Es war also vor fünf oder sechs Jahren, da saß Alfred Meißner bei mir in Berlin, und wir plauderten, ich will es nur gestehen, von Gott und der Welt und der böhmischen Küche. „Wenn Ihr mir einen ordentlichen Apfelstrudel bieten könnt, so zieh ich auf der Stelle nach Berlin,“ sagte Meißner lachend und fügte daran zum so und so vielen Male die bekannte Geschichte, wie er die Figur des „Schmod“ an Gustav Freytag für eine Flasche guten Rheinweins verkauft habe. Wir freuten uns darüber, daß der uns beiden vertraute Prager Lokalausdruck auf dem Umwege über Freytags „Journalisten“ zu deutschem Gemeingut geworden sei; ich konnte aber doch die Bemerkung nicht unterdrücken, daß der Handel den Verkäufer gewiß schon oft gereut habe. Meißner lächelte verlegen und sagte, ich glaube ihn wörtlich zu citieren: „Sie sind jung; in meinem Alter weiß man, daß alle unsere Bücher mehr oder weniger von andern herkommen.“ Mir konnte damals natürlich nicht einfallen, hinter diesem Satz mehr zu suchen, als ein hübsches Paradoxon.

Und es war im Hochsommer 1878. Ich ging mit Meißner und seiner jungen, vom Tode bereits gezeichneten Frau auf seiner herrlichen Besitzung in Bregenz langsam auf und nieder. Die beinahe schon sterbende Marie Meißner bat mich, ihren Mann für einige Stunden zu entführen, damit er den Jammer im Hause vergesse. Ich gehorchte ihr. Wir blieben unter ruhigen Gesprächen auf dem Gotthardsberge, bis die Sonne im Westen des Bodensees wie im Meere unterging. Da fing Meißner plötzlich zu weinen an und klagte, er wäre ein alter Mann, und seine Kinderchen würden nun ihre liebe, schöne Mutter verlieren. Meine Antwort konnte nur an seine dichterische Thätigkeit erinnern, in der er Kraft und Trost finden mußte. Da schluchzte Meißner auf und rief, das Romanschreiben mache ihm keine Freude; mit seinem Dichten, mit der eigentlichen Poesie sei es lange vorbei. Auch diese Worte konnten durchaus nicht auffallen, und auf dem Heimwege sprach er wieder ganz geschäftlich von einer Novelle, die er einer Berliner Redaktion eingereicht habe.

Was ich da berichtet habe, sind nur unbedeutende Stimmungsbilder, welche aber doch jetzt, wo man alles weiß, als Zeichen eines schlechten Gewissens gelten dürften. Wehe thut es, auch eine der schönsten Tugenden Meißners, seine rührende Bescheidenheit, im Lichte der neuen Entdeckungen zu betrachten; die Bescheidenheit seines Wesens bleibt zwar bestehen, aber sie hört doch wohl auf, eine Tugend zu sein.

Das Rätsel, welches Alfred Meißner heißt, wird vielleicht niemals gelöst werden, wenn er, wie wohl anzunehmen ist, keinen Menschen in sein Vertrauen gezogen hat. Aber daneben steht das zweite Rätsel, dieses nennt sich Franz Hedrich. Franz Hedrich, der angeblich aus uneigennütziger Freundschaft auf jeden Dichterruhm verzichtet und fünf und zwanzig Jahre lang als Soldschreiber von Alfred Meißner gearbeitet hat, ist durch seine eigenen Enthüllungen nicht minder bloßgestellt als der Dichter des „Ziska.“ Hedrich hat nicht bedacht, daß er seinen eigenen Charakter zum mindesten ebenso an den Pranger stellte, wie den seines ehemaligen Freundes, als er die Fälschung bekannte. Beide haben sie gemeinsam begangen, aber die Motive waren bei Hedrich ohne Frage niedriger. Jeder Richter würde, wenn der Fall strafrechtlich zur Aburteilung käme, dem gewissenhaften Hedrich eine strengere Buße zusprechen als dem eitlen Meißner. Denn dies ist für mich nach genauer Prüfung der Akten unzweifelhaft: Hedrich hat in den ganzen abscheulichen Handel gewilligt, weil er dadurch weit mehr Geld gewann, als ihm seine Werke unter seiner eigenen Fabrikmarke eingetragen hätten. In Hedrichs Darstellung steht er selbst von hellem Lichte bestrahlt da, während Meißner als ein gänzlich unfähiger, geradezu lächerlicher Handlungsreisender in ihren gemeinsamen literarischen Geschäften erscheinen muß; in Wirklichkeit aber sind sie ganz richtige Kompagnons gewesen, nur daß nach ihrem geheimen Vertrage Hedrich den ganzen Gewinn, Meißner den Ruhm einstreicht.

* Geschichte ihres literarischen Verhältnisses auf Grundlage der Briefe u. s. w. von Franz Hedrich. (Berlin, Otto Jantke.)

Das Verhältnis der beiden fing harmlos genug damit an, daß Hedrich, dessen schriftstellerische Begabung freilich aus dem vorliegenden Buche kaum zu erweisen wäre, dramatische Dichtungen Weizners durchforrierte und wohl auch vollständig umarbeitete. Da kam der Verleger Heinrich Heines auf den Einfall, Weizner zu seinem Buche über Heine zu bewegen und sich bei diesem Anlaß bereit zu erklären, jedes andere Werk von Alfred Weizner unter gleich günstigen Bedingungen zu drucken. Da Weizner kein Manuscript in Bereitschaft hatte, um diese günstige Gelegenheit auszunutzen, entstand bei den beiden Freunden der einfach verbrecherische Plan, einen Roman Hedrichs für eine Dichtung Alfred Weizners auszugeben. Damals mögen wirklich Leichtsin und Freundschaft mitgewirkt haben, wenn auch Hedrich ganz naiv die Vorteile erwäht, welche ihm aus diesem Betrüge erwachsen. Später aber wird der Betrug ganz geschäftsmäßig getrieben und, trotzdem Hedrich offenbar wichtige Briefe Weizners unterschlägt, die Bedeutung der Geldsendungen für die Fortdauer ihrer Beziehungen, wie überhaupt die Geldgier Hedrichs ist überall zu entdecken. Selbstverständlich dringt Hedrich von Zeit zu Zeit darauf, der Welt das Geheimnis mitzuteilen; und Weizner, der den alten Freund oft genug gepöppt zu haben scheint, muß seine Schuld schon bei Lebzeiten büßen. Wer aber zwischen den Zeilen zu lesen versteht, der wird erkennen, daß Alfred Weizner das Schweigen seines Helfershelfers fürchtbar teuer, nicht nur mit Bitten und Thränen, sondern auch mit barem Gelde bezahlen muß. Wir ist in diesem Buche, so unzweifelhaft echt auch die abgedruckten Briefe sein dürften, doch alles verdächtig, was der Herausgeber zu seinem eigenen Lobe sagt. Sogar daß er mit der Veröffentlichung des Geheimnisses zuerst bis zum Tode von Weizners reichem Vater, sodann bis zur Verheiratung Weizners zu warten verspricht, regt allerlei Mutmaßungen über den wahren Sachverhalt auf. Wenn ich darin aber auch unrecht, wenn Hedrich sein eigenes Verhalten ganz objektiv dargestellt hätte, so wäre sein Bekenntnis dennoch ein moralisches Todesurteil für ihn selbst. In seinem Eifer gegen Weizner vergißt er vollständig, welcher strafbaren Handlung er sich selbst schuldig gemacht hat. Dem Publikum gegenüber, welches zwanzig Jahre lang die Romane Hedrichs unter dem Pseudonym Weizners las, ist allerdings dieser letzte allein der Betrüger. Den Verleger aber, welcher eine Schöpfung Weizners bezahlte, haben sie beide gräßlich wie zwei richtige Spitzhuben betrogen, am schlimmsten aber derjenige, der das ganze Honorar erhält. So kommt es, daß das vorliegende Buch den Herausgeber schwerer trifft als den Angegriffenen. Für Franz Hedrich wird man auch jetzt kein rechtes Interesse empfinden; er ist ein Geschäftsmann, der dreißig Jahre lang sein Geschäftsgeheimnis verschwiegen und nun plötzlich thöricht genug war, es aus Zorn preiszugeben. Alfred Weizner aber, wenn auch sein Andenken mit dem Fluche der Schande und sogar mit dem der Lächerlichkeit behaftet bleibt, flößt uns, nachdem wir ihn in lebenslangem Kampfe um einen gestohlenen Namen lügen und leiden gesehen haben, doch wieder eine tragische Teilnahme ein.

Und noch eines hat Franz Hedrich nicht erwogen, als er den Skandal seiner Enthüllungen nicht scheute. Die Literaturgeschichte spricht eigentlich rühmend nur von Alfred Weizners Epos und den übrigen Gedichten; Alfred Weizners Romane: „Schwarzgelb“, „Sanfara“, „Die Kinder Roms“ u. s. w. wurden im großen Publikum viel gelesen, aber sie haben seinen Namen nur populärer gemacht, nicht langvoller. Ich kann es mir nicht verkagen, die Worte zu wiederholen, welche ich über seine Erzählungen unmittelbar nach Weizners Tode, also in der weichsten Stimmung und mit der gebotenen Schonung seines Andenkens veröffentlichte: „Größer als bei andern Dichtern ist bei Weizner der Unterschied zwischen seinen eigentlichen Poesieen, die sich durch die Versform als solche zu erkennen geben, und den zahlreichen Romanen und Novellen, die er nicht nur in Prosa, sondern auch mit einem geringeren Maß von Würde geschrieben.“* Nur die politische Ader hat diesen Ro-

manen seiner Zeit ihren Platz in der Litteratur erobert, und ihre politische Richtung, der Kampf gegen das vormärzliche Osterreich, bleibt auch nach den neuesten Enthüllungen das geistige Eigentum des Mannes, der den „Ziska“ gedichtet und nachher in moralischem Wahnsinn den Bund mit Hedrich geschlossen hat.

Von der Ehrentafel der deutschen Litteratur ist der Name Alfred Weizner wegzuwischen; aber Franz Hedrich irrt, wenn er glaubt, er habe den seinigen auf die leere Stelle geschrieben.

Kleine Kritik.

Der Fleck auf der Ehr. Volksstück in drei Akten von Ludwig Anzengruber. (E. Pierjons Verlag, Dresden und Leipzig, 1890.)

Das Stück, mit dessen Darstellung vor wenigen Wochen das neue Deutsche Volkstheater in Wien eingeweiht worden ist, liegt nun bereits im Buchhandel für den Leser bereit. Wäre es die Arbeit eines unierer Theaterfabrikanten, so hätten die Zeitungen wohl schon vor der ersten Aufführung die freudige Nachricht bringen können, daß es von allen betriebenen Direktoren zwischen Hamburg und Rattowitz erworben worden sei. Da es sich aber bloß um das Werk eines unierer erien Dichters handelt, der nebenbei ein vollkommener Kenner der Bühne ist, so werden die Theaterdirektoren wahrscheinlich wieder nur zögernd an die neue Schöpfung Anzengrubers herantreten, und die Verehrer des Dichters werden sich an vielen Orten mit dem Lesen des Buches begnügen müssen. „Der Fleck auf der Ehr“ ist wieder ein echter Anzengruber. Die Handlung einfach, wie in einer antiken Tragödie, das Bühnenbild lebendig, wie die Modelle eines Hellmalers, vor allem aber die Charaktere von einer solchen Kraft und Wahrheit, daß jeder moderne Schauspieler an der gestellten Aufgabe seine Freude haben müßte. „Der Fleck auf der Ehr“ besteht darin, daß Franzel, die Frau eines einfachen Bauers, vor ihrer Verheiratung in der Stadt zu einigen Monaten Gefängnis verurteilt worden ist. Natürlich war sie unschuldig gewesen und nach kurzer Strafzeit auch wieder entlassen worden. Sie hat trotzdem die ganze Geschichte verschwiegen, weil sie ganz richtig die Bosheit der Dörfler fürchtete, welche sich ja wohl um die Gründe ihrer Entlassung nicht kümmern und einfach eine abgestrafte Verbrecherin in ihr sehen würden. Durch einen abgefeimten Gewohnheitsdieb wird ihr Geheimnis verraten. Ihr Mann nennt sie eine Diebin, und sie läuft davon, um sich ins Wasser zu stürzen. Durch einen jener gewagten theatralischen Zufälle, die nur der wirkliche Dichter ungestrast benutzen darf, wird die Selbstmörderin von dem Leichenzuge jüst derselben Frau am letzten Schritte verhindert, deren Gewissenlosigkeit sie damals ins Gefängnis gebracht hat. Gerade die Heldin, deren hartnäckiges Schweigen viel betrittelt worden ist, würde in den Händen einer guten Schauspielerin eine Meisterfigur werden; und die Episodenvollen sind selbstverständlich wieder voll Leben und Humor. — Das Deutsche Volkstheater in Wien hat den Namen Anzengruber selbst nur als Ausbängebild benutzt und kündigt bereits all das Alltagszeug an, das auf den Bühnen ehrlicher Geldleute und auf sparjamen Hofbühnen sein Wesen treibt.

Wozu der Lärm? Genesis der Freien Bühne von Paul Schlenther. (Berlin 1889, Verlag von E. Fischer.)

Bierzehn Tage lang konnte man keine Berliner Zeitung in die Hand nehmen, ohne Berichte über den Streit zu lesen, der nach der Aufführung von Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang“ aus Anlaß einer Theaterföderung entstanden war. Und weit hinaus in andere Hauptstädte deutschen Theaterlebens hat die Bewegung ihre Wellenfreie gezogen. Die Broichüre Paul Schlenthers, der einer der schneidigsten und temperamentvollsten Führer der neuen Richtung ist, faßt für alle Beteiligten die wichtigsten Punkte zusammen, erzählt aber zugleich den Unbeteiligten, wie die „Freie Bühne“ entstand und was sie will. Im Gemepel um

* S. „Die Nation“, Nummer vom 6. Juni 1885.

den gefallenen oder siegreichen Hauptmann — auch über diese tatsächliche Frage schwankt das Urteil je nach der Partei — steht Paul Schletter weit links und magt es ganz fettlich, das Werk des jungen Dramatikers mit den ersten Schöpfungen von Goethe und Schiller zusammenzustellen. Eine überlegene Munterkeit des Tons zeichnet die Brotschüre, abgesehen von ihren sachlichen Vorzügen, sehr vorteilhaft vor den grimmen Ausfällen ihrer Gegner aus.

Geschichte des deutschen Briefes. Zur Kulturgeschichte des deutschen Volkes. Von Dr. Georg Steinhilber. Erster Teil. (Berlin, Gaertner.)

Man hat Briefe bisher nur als Quellenmaterial zur Beurteilung historischer Ereignisse und Persönlichkeiten benutzt und sich bei dem doch eigentlich wenig zuverlässigen, weil immer subjektiv gefärbten Charakter dieser Quellen wohl oft schon zu falschen Schlüssen verleiten lassen. Selten aber hat man dieses Quellenmaterial da verwandt, wo es eigentlich fast absolut zuverlässig sein muß: für die Kulturgeschichte. Und gerade hier, für die Geschichte des gesellschaftlichen Verkehrs, für die Entwicklung der Volksbildung, des Volksgeistes und Volkslebens müssen gerade Briefe die wertvollsten Aufschlüsse geben. Die in den deutschen Archiven zahlreich vorhandenen Briefe und Briefsammlungen nach der kulturgeschichtlichen Seite zu verwerten, beabsichtigt Steinhilber in seiner „Geschichte des deutschen Briefes,“ deren mit dem Ausgang des 16. Jahrhunderts abschließender erster Teil uns vorliegt. Eine eingehende Besprechung kann erst nach Vollendung des verdienstvollen Werkes versucht werden, aber schon nach der Lektüre dieses ersten Teiles, welcher durch Benutzung der Briefe namentlich von Luther, der Behaims, Baumgartner u. a. voll ausgeführt und authentische Kulturbilder liefert, wollen wir nicht unterlassen, auf die interessante Arbeit Steinhilbers hinzuweisen.

Hoflust. Roman von Nataly von Eschstruth. 2 Bände. (Berlin, J. H. Schorer.)

Flott und lebendig erzählt ist dieses Buch viel hübscher, als wir es von der in Familienblättern und Leihbibliotheken so beliebten Verfasserin erwartet hatten. „Hoflust“ erscheint wie eine pikant modernisierte Erzählung des schlechtlich etwas phibistös gewordenen Hochländer. Sogar Humor findet man vielfach, wieweil er meist nur als Gabe aus zweiter Hand auftritt, auf dem Umwege über Hochländers Manövergeschichten und den Erzählungen der geistvollen Ebner-Eichenbach, von deren köstlichen „Zwei Kontesse“ die Hauptheldin der „Hoflust,“ das Naturkind Urschel Fuschel, das erst durch den Hof zu einer Dame erzogen wird, ihren Ursprung herleiten dürfte. Die Verfasserin hat ihren Roman diesmal übrigens etwas tiefer anlegen wollen und dem sonnigen deutschen Manöver- und Hofleben etwas düsteren russischen Hintergrund gegeben. In Vertiefung hat der Roman dadurch zwar nicht gewonnen, aber andererseits hat das mißglückte tragische Experiment der unterhaltenden Wirkung des Romans ebenjowenig geschadet, wie die etwas eigewillige Behandlung, welche die Verfasserin der Sprache hier häufig zu teil werden läßt.

Der Oberstolze. Ein Berliner Zeitroman von Friedrich Dernburg. Zwei Bände. (Berlin 1889, Verlag von Walthers und Apollant.)

Ist es mehr als ein willkürliches Spiel des Zufalls, daß in derselben Stunde, wo der jugendlich erregte Gerhart Hauptmann in seinem sozialen Drama als Prophet eines erträumten Zukunftsstaates auftritt, in Friedrich Dernburg ein die Höhe des modernen Lebens durch die Weise seiner Jahre beherrschender Mann die sozialen Kämpfe unserer Zeit von einem völlig entgegengesetzten Standpunkte aus schildert? Steht hier bloß Partei gegen Partei, oder auch Jugendüberdrehung gegen besonnene Manneskraft? Wie es um die Zukunft bestellt sein mag, wissen wir, Gott sei Dank, nicht; in der Gegenwart aber dürfte es sich annähernd so verhalten, wie sie Dernburg uns schildert. Eine anarchistische Verschwörung steht im Mittelpunkt des Romans. Im Beginn desselben wird eine Möbelfabrik eingekerkert, und gegen Ende ein Eisenbahnzug in die Luft gesprengt. War das erste Verbrechen gleichsam das Signal zur Erhebung, so sollte das zweite die erste „Kriegsthat“ sein. Ein Polizei-

präsident war zum Opfer bestimmt. Derselbe entgeht jedoch dem Anschlag — mit Wissen des von Chicago herübergekommenen Räubersführers der Bande, der an jenes Stelle die eigene Geliebte, von der er Verrat befürchtet, in den Tod sendet; ein anderer Verschwörer bringt bei dieser Gelegenheit beinahe seine Tochter um, und giebt sich, da er sie für verloren hält, selbst den Tod; ein dritter wird von der Höllemaschine „wie eine faule Birne zerquetscht.“ Sonst nur Unschuldige, die dem Tod und der Verstümmelung anheimfallen! In zwecklosem Morden geht somit der Anarchismus an Selbstzerfleischung zu Grunde. Besser wissen die dem Volke schmeichelnden, aber von Selbstsucht und Geldgier beherrschten sozialistischen Führer sich mit den Bedingungen des realen Lebens abzufinden. Während sie ihre Untergebenen ausaugen, verkünden sie mit weinerlichem Pathos die Unverlierbarkeit der Volksrechte, und während sie für den einzelnen Notfall ihre Hilfe „aus höheren Rücksichten der Parteitaktik“ verweigern, streichen sie den Beitrag der armen Arbeiter für die Parteikasse mit Behagen ein. Schade, daß die Färbung eine tendenziös einseitige ist, und daß Dernburg in dieser Beziehung Hauptmann nichts nachgiebt! Im Kontrast zum Sozialdemokraten steht natürlicherweise der „Bourgeois,“ bei Dernburg, dem kriminalistischen Inhalte des Romans entsprechend, fast ausschließlich durch Gerichtspersonen vertreten. Aus Bourgeoiskreisen stammt auch der Held des Romans, der Oberstolze. Derselbe ist indes früh verwaist und ohne Kenntnis seiner Familienverhältnisse aufgewachsen. Daher kann er von einem sozialistischen Streber ausgebeutet werden, während ihn gleichzeitig die Anarchisten in ihre Netze zu ziehen versuchen. Durch eine eigentümliche Verkettung der Umstände fällt auf ihn gleich zu Anfang der Verdacht der Brandstiftung, und so spielt er, im Untersuchungsgefängnisse sitzend, während des ganzen Romans eine höchst passive Rolle, bis er im vorletzten Kapitel am Ende einer langwierigen, an Zwischenfällen und Überraschungen überreichen Schwurgerichtsverhandlung freigesprochen wird. Um ihn herum bewegt sich aber stets das gesamte Interesse, in Haß und in Liebe, — denn daß es an Liebe nicht fehlt, braucht kaum versichert zu werden. Am Schluß des Romans werden wir von vier Brautpärchen mit minniglichen Lächeln entlassen. Weniger süß wäre wahrer und dem sonst so energischen Charakter des Romans entsprechender gewesen. Dernburg beiseigt sich einer großen Gegenständlichkeit. Nichts wird einfach berichtet, alles in anschaulicher Handlung oder im Zwiegespräch vor uns entwickelt. Fast kommt bei dieser Methode das Wesentliche gegenüber dem Nebensächlichen zu kurz, und in dem Hinundhergetriebe der Begebenheiten möchte man die Stimme aus der Tiefe der Menschenbrust gelegentlich etwas vernehmlicher hören. Auch der Faden springt vielfach ab und wird zu ungelegener Zeit wieder angeknüpft. So ist das Bild der Gerichtsverhandlung am Schluß kein genügend festigtes. Die ganze Kraft seines Schilderungstalentes hat aber Dernburg bei Gelegenheit des Eisenbahnattentates entfaltet. Auch hier arbeitet er mittels Zusammenfügung scharfummriener Skizzen und Einzelszenen, aber indem er die Kreise immer enger zieht, weiß er Interesse und Spannung auf den einen Punkt in glücklichster Weise zu sammeln. Alles in allem, ein höchst beachtenswerter Roman, eine treffliche Zeitschilderung.

Goethe und das Volkslied. Von Max Freiherrn von Waldberg. (Berlin 1889. Verlag von Wilhelm Hertz.)

Wie Goethe, die Anregungen Herders aufnehmend und klärend, in starker Fühlung mit dem Zuge seiner Zeit, das Volkslied aufsuchte und der eigenen Dichtung dienstbar machte, wird in knappen Rahmen fesselnd dargelegt. Wenn aber der Verfasser aus ähnlichen Bestrebungen eine Umwandlung der „Kunstpoeie“ in eine „Volksdichtung“ für unsere Gegenwart erhofft und dies „Goethe in den Dienst der Zeit stellen“ heißt, so ist dies eine litterarhistorische Utopie, welche dem „Von oben herab“ der Kunstdichter näher steht als dem „Von unten herauf“ der sogenannten Volksdichter.

Liebestraum, Lieder-Cyklus von Sador Barinkay. (München, G. Franzscher Verlag. J. Roth, fgl. und h. b. Hofbuchhändler.)

Der wilde Führer des allerjüngsten Deutschland hat diesen Büchlein ein Geleitwort auf den Weg gegeben. Man darf deshalb nicht glauben, es handle sich hier um eine himmelstürmende Lyrik, um monumentale und undefinierbare Gedichte zum Preise von Kellnerinnen.

„Der Liebestraum“ von Sando Barinkay schlägt ganz melodisch die alte Weise von der mondbelegten Zaubernacht an, die den Sinn gefangen hält. Es ist viel Wohlklang in den kleinen Liebesliedern, und manches von ihnen summt man unwillkürlich zu einer Schumannschen Melodie vor sich hin, so genau scheint Stimme und Klang und Rhythmus der Komposition zu entsprechen. Das wäre nun der größte Vorzug, den man an einer Sammlung von Versen rühmen könnte. Horcht man aber genauer hin, so erklärt sich das Wunder auf eine natürliche Weise, welche die Bewunderung ein wenig herabstimmt. Die Gedichte Barinkays sind nämlich gar zu nahe mit den nicht ganz unbekanntem Liedern Heinrich Heines verwandt, und daher kommt es zumeist, daß Schumann Barinkay komponiert zu haben scheint. Immerhin ist es kein geringer Ruhm, Heine ohne Unfall nachgeahmt zu haben.

Das Unizow-Insultium. Ein dramaturgisches Gespräch von E. G. Gniffel. (Leipzig, Alexander Danz.)

Der umgekehrte Lessing erweist sich mit ahnungsvollem Erfassen seiner Aufgabe als moderner Gottsched. Durch eine armelige Splitterrichterei sucht er jeglicher freien Produktion die Lebenslust abzuschneiden, und in köhne Finte findet er seinen „Hanswurst“, den er mit feierlicher Entrüstung zum Feuertode verurteilt. Mehr als kritische Einsicht hat Übelwollen dem Verfasser die Feder geführt, und er entblödet sich nicht, die stärkste dahin zielende Beleidigung fast auf jeder Seite einer seiner Personen in den Mund zu legen. Sonst fährt in diesem „Gespräche“ stets nur ein Einziger das Wort, der den beisehenden Namen Perkus führt. Ihn haben die übrigen nach anfänglichem geziertem Sträuben einen wachsenden frenetischen Beifall zu zollen, bis sie sich zum Schluß als Freunde gerührt in die Arme fallen. Diese abgeschmackte Selbstverständigung entzieht dem Verfasser beim Leser den letzten Rest von Wohlwollen, welcher auch dadurch nicht wieder eingebracht werden kann, daß er mit blinzelnden Prosaen gegen die Phrasenhaftigkeit zu Felde zieht. Mag man an Wildenbruch eine unkritische Produktivität vielfach mit Recht beklagen, Herr „Gniffel“ bietet uns etwas weit Schlimmeres: eine unproduktive Kritik.

Die Überfüllung der gelehrten Fächer. Deren Ursachen und Mittel zur Abhilfe. Von Dr. Otto Kunze Müller. (Berlin 1889, Puttkammer & Mühlbrecht.)

Der Verfasser dieser höchst lehrreichen Brotschüre ist einer der überzeugendsten und maßvollsten Kämpfer gegen die gefährlichen Vorrechte unserer Gymnasien. Unter allen Agitationen, welche unsere Zeit bewegen und Neues schaffen wollen, ist wohl keine, der man den nahen Sieg so sicher voraussagen kann, wie die Agitation für eine deutsche Schulreform. Man wird nach hundert Jahren einsehen, daß unsere Gymnasien im 19. Jahrhundert ein schädlicher Anachronismus waren. Für das Mittelalter bedeuteten die lateinischen Klosterschulen die Kultur; für uns ist die Lateinschule, so wie sie jetzt besteht, ein Hemmnis der Kultur geworden. Der verdienstvolle Verfasser, mit welchem wir bezüglich einiger Nebenpunkte nicht rechten wollen, begründet seine Forderung nach Reform des höheren Schulwesens in sehr maßvoller und darum in uns so nachdrücklicher Weise. Sein Grundgedanke ist: durch eine gemeinschaftliche Vorschule ohne alte Sprachen die Entscheidung darüber, ob ein Knabe später eine sogenannte gelehrte Laufbahn ergreifen würde, auf mehrere Jahre hinauszuschieben. Dieser Vorschlag, der durch wertvolles statistisches Material schlagend unterstützt wird, sollte weit über den Kreis der Schulmänner hinaus erwogen und gefördert werden.

Ein Weg zum Frieden. Von Hermann Faber. (Dresden, Verlag von Heinrich Minden.)

Wenn wir von dem modernen Kunstwert verlangen, daß es die Wirklichkeit unmittelbar reflektiere, als der Idealismus es that, so entstannt dies der Erkenntnis, daß die vorgebliche „höhere Wahrheit“ des letzteren, daß seine unpersonlichen „Typen“ im Grunde nur eine Hülle für die Subjektivität des Künstlers mit all ihren unheimlichen Zufälligkeiten waren. Die Forderung indes, daß die verkleidete Subjektivität einer grenzbewußten Objektivität Platz mache, darf uns doch um den Genuß nicht bringen, den das Kunstwerk nicht ohne Einbuße abweisen

wird: die Erkenntnis oder Ahnung der Persönlichkeit, die hinter dem Werk steht. Gut, wenn wir den Künstler über seinem Werk vergeßen; besser vielleicht, wenn eine hohe und lebenswürdige Persönlichkeit aus jeder Zeile spricht und wir sie auch wirklich sprechen hören, gewissermaßen mit dem reinen und edlen Klang der Stimme ergänzend, was das objektiv dastehende Wort verschweigt. Der Wert dieses Momentes ist mir selten so klar geworden wie bei dem vorliegenden Werk. Ist es auch in allem das Werk eines Anfangenden — weingleich nicht eines Anfängers — so wirken doch die natürlichen Mängel eines solchen um so weniger störend, als gerade die Kisse und Lücken seiner Form eine Persönlichkeit von vornehm geistiger Bestimmung und sittlich reinem Willen erblicken lassen. Der Autor führt uns mitten in den Kampf zwischen der Sozialdemokratie und der Aristokratie des Geldes und der Geburt, und läßt diesen gewissermaßen in der Person des Helden sich abspielen, der, selbst ein Bourgeoissohn, durch Familienpietät und sein ästhetischen Sinn auf diese Seite gezogen wird, während er es als seine sittliche Pflicht erkennt, für die Rechte der Arbeiter auf ein menschenwürdigeres Dasein einzutreten: indem er ein Abgeordnetemandat der sozialdemokratischen Partei annehmen will, tritt er in tödlichen Konflikt mit seinem Vater, der als Kandidat der Nationalliberalen den Wahlkampf mit ihm aufnimmt. Aus diesem Wirral heraus scheint ihm eine dritte Gruppe den Weg zum Frieden zu zeigen, die durch eine bestimmte Erziehungsweise der Individuen zwischen jenen Gegenständen vermitteln will: der Anspruch des Einzelnen auf Glück sei zwar gerechtfertigt, aber ebenso der Anspruch der Allgemeinheit an ihn, sich ohne Rücksicht auf das eigene Glück in ihren Dienst zu stellen; darum müssen die Menschen so erzogen werden, daß sie in der Beglückung des anderen zugleich ihre eigene Befriedigung finden, die Organisationen seien so umzubilden, daß die Thätigkeit im Dienste des Ganzen uns die Lust bereite, die jetzt noch so oft im Gegensatz gegen die sozialen Interessen gefunden werde. Aber auch dieses Ziel liegt im Unendlichen, wenigstens allzuweit, als daß es befriedigen könnte, und der Held, den ein unglückliches Geschick gerade mit den widrigsten Auswüchsen des Parteilbens in Berührung bringt, und der noch dazu durch eine unerwiderte Liebe die Möglichkeit verliert, sich mit ganzem Herzen in seinen Pflichten auszulieben, steht wie paralysiert zwischen den verschiedenen Gruppen, deren jede berechtigt und unberechtigt genug ist, um ihn anzuziehen und abzustößen; das Schicksal weicht ihm nur noch den einen Weg zum Frieden zu öffnen, indem es ihm Gelegenheit giebt, bei der Rettung von Arbeitern aus einer von Anarchisten unterminierten Fabrik sein Leben zum Heile anderer aufzuopfern. — Die Vertreter der sich freuzenden Tendenzen leben ein warmes, persönliches Leben, keiner ist etwa nur die Gliederpuppe unter einem Parteiprogramm; das Gefühl des Verfassers hat sich in die Seelen seiner Personen bis zu dem rätselhaften Punkt hineingelegt, wo die sachlichen Überzeugungen mit dem persönlichsten Empfinden zur Einheit verschmelzen. Darum aber können wir auch aus jeder Zeile, in der der Einzelne für seine Überzeugung spricht und handelt, den Schlag eines edlen, jedem idealen Anspruche zugänglichen Herzens heraushören. In einer Litteraturperiode, deren hervorreichende Eigenschaft keineswegs in der Herausbildung besonders charaktervoller oder immer erstreblicher Persönlichkeiten besteht, scheint es mir doch wert, auf dieses Erstlingswerk hin zuweisen, das zwar Mängel und Lücken in großer Zahl aufzeigt, zugleich aber eine Persönlichkeit, der wir jedenfalls das Streben und wahrscheinlich die Kraft zu ihrer künftigen Ausfüllung vertrauen dürfen.

Briefkasten der Redaktion.

Nieder Wochenblatt. Daß Sie die Parodie auf Zola, welche sich natürlich gegen den großen Naturalisten wendet, für das Werk eines Schülers und Nachahmers von Zola halten, ist an sich schon schmerzlich. Daß Sie den Franzosen aber für einen berüchtigten spanischen Schriftsteller halten, war uns ein Trost in Thränen. Die uns zugefandte Nummer Ihres Blattes haben wir vom ersten bis zum letzten Worte mit steigendem Vergnügen gelesen, besonders die Klüßenrezepte. Davon verstehen Sie entschieden mehr als von der Litteratur.

E. G. in M. Ihren Zweck würde wahrscheinlich „L'Illustration“ oder „L'Echo de la semaine“ am besten entsprechen. Wohlwollen oder auch nur Gerechtigkeit gegen Deutschland werden Sie freilich in jedem französischen Blatte vermissen.